Belg.
210
m

Belg. 210 n

Pradt

13072.

Ueber Belgien,

in den Jahren 1789 bis 1794

von

Herrn von Pradt,
ehemaligem Erzbischof von Mecheln.

Aus dem Französischen übersetzt.

Altenburg, 1821.
Verlag von Christian Hahn.

15 D

Belg. 210

Pradt

Ueber Belgien

von

Herrn von Pradt.

Ueber Belgien,

in den Jahren 1789 bis 1794

von

Herrn von Pradt,
ehemaligem Erzbischof von Mecheln.

Aus dem Französischen übersetzt.

Min. d. Innern

Altenburg 1821.
Verlag von Christian Hahn.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ueber Belgien,

in den Jahren 1789—1794.

Ich habe oft gewünscht, man möge die Denkschriften (mémoires) über die Staatsumwälzung möglichst vervielfältigen, uns aber, im weisen Erwarten derselben, mit Geschichten der Staatsumwälzung noch eine Weile verschonen. Reichthum in den Denkschriften und Bedächtlichkeit in den Geschichten thun uns wahrlich Noth. Ich habe deshalb diejenigen, welche im Stande waren, die Hauptvorfälle jener großen Begebenheit in der Nähe zu beobachten und durch sich selbst zu kennen, oft gebeten, daß sie doch ja die Materialien, welche sie darüber besitzen, nicht untergehen lassen möchten. Sie

waren Augen- und Ohrenzeugen davon; dies gibt jenen Materialien einen unendlichen Werth, wenn ihre Inhaber es anders der Mühe werth halten, sie zu Denkschriften zu verarbeiten. Mit der Zeit werden diese Schriften dann der Geschichte jenes großen Zeitabschnitts zur wahren Grundlage dienen.

Jemehr Einfluß die Staatsumwälzung bis dahin auf das Schicksal der Erdbewohner gehabt hat und noch haben wird, je mehr sie durch die Unwissenheit Einiger und das Uebelwollen Anderer, durch das Vorurtheil und den Partheigeist nur zu vieler Menschen entstellt ist; desto mehr halte ich es für eine Pflicht aller derjenigen, welche die Mittel in Händen haben, ihren Zeitgenossen und der Nachwelt theilweise wahrhafte Führer zu werden, daß sie der Kenntniß beider Erwähnten die Nachrichten nicht entziehen, welche sie über die Menschen und Vorfälle ihrer Zeit gesammelt haben.

Unser Jahrhundert besitzt in dieser Hinsicht große Vorzüge vor den vergangenen. Die Verbreitung der Aufklärung, diese nothwendige Folge der neueren Bildung und einer allgemeiner ge-

worbenen guten Erziehung muß veranlassen, daß sich jetziger Zeit unter den Mithandelnden oder Zuschauenden bei den Begebenheiten eine größere Anzahl von Menschen findet, die im Stande sind, sie zu beobachten und die Erinnerung daran in ihrer wahren Gestalt zurückzulassen.

Bei der großen Aufregung, welche seit 30 Jahren die europäische Gesellschaft ergriffen hat, sind alle Völker nach einander herbeigerufen worden, stärkere oder schwächere Proben zu bestehen, ihren Zustand umgeschaffen zu sehen und eine wenigstens veränderte Existenz zu erhalten, wenn diese nicht, wie an so vielen Orten, ganz erneuert wurde. Auf einer so weiten und so lange Zeit fortgeführten Bühne mußten sich folglich eine ungeheure Menge von Thatsachen ereignen. Zahllose Mithandelnde mußten mit auf den Schauplatz gezogen werden; es konnte folglich bei dem jetzigen Verhältnisse des gesellschaftlichen Zustandes nicht fehlen, daß unendlich viele aufgeklärte Männer im Stande seyn mußten, uns die Art von Zeugniß liefern zu können, welche die Geschichte verlangt.

Man vergleiche den geistigen Zustand zur Zeit der Reformation oder des dreißigjährigen

Krieges mit dem jetzigen Zeitpuncte, so wird man schnell gewahr werden, daß die Aufklärung unserer Lage einen verhältnißmäßig sehr großen Vorzug darbietet, die Geschichte unserer Zeit gut schreiben zu können.

Bei einem so ausgebreiteten Horizont kann aber Jeder nur über den Punct richtige Auskunft geben, der in seinen Gesichtskreis fiel. Darauf muß er sich denn auch beschränken; denn da er nur dies selbst zu sehen und zu erfahren vermochte, so kann er auch nur für dies bürgen.

Man muß über die treuherzigen Leute lächeln, welche mit den Begebenheiten selbst nicht in der mindesten Verbindung standen, von der Bühne und den Schauspielern weit entfernt und durch ihre persönliche, fast undurchdringliche, Dunkelheit vor jedem Lichtstrahl vollkommen geschützt waren, welche aber dennoch muthig genug sind, dem Publicum, (das doch nichts dergleichen von ihnen verlangt,) theilweise oder allgemeine Geschichten der Staatsumwälzung zu geben. Da beschreiben sie denn, was sie nie gesehen haben, und malen uns Personen, denen sie nie nahe kamen, glauben aber ehrlich, daß Auszüge aus öffentlichen Papie-

ren, welche wechselsweise von allen Partheien nach einander entworfen wurden, zur Belehrung der Leser hinreichen und mit dem inneren Wesen jener wichtigen Geschichte übereinstimmen *). Das sind furchtlose Schriftsteller, die vor keiner Schwierigkeit zurückbeben; aber ihre Kühnheit erregt eine Angst, sowohl für die Geschichte, als für die Wahrheit.

Möchten doch diese allzu dreisten Fertiger auch die Gutherzigkeit haben, uns die Quellen anzuzeigen, aus welchen sie schöpften; möchten sie uns darüber ins Klare setzen, ob sie alle diejenigen Theile von Europa, welche ihre Gemälde umfassen, zu einer und derselben Zeit bewohnten; möchten sie uns wissen lassen, ob sie, mit der

---

*) Was Herr von Pradt hier sagt, deutete einst ein Minister an, der den Inhalt einer königl. Verordnung wissen wollte. Der Gefragte antwortete ihm darüber aus den Eingangsworten, welche bekanntlich nur Weisheit, Edelmuth und Vorsorge athmen. Der Minister merkte seinen Mißgriff und sagte, spöttisch lächelnd: „Ah, Monsieur lit les préambules!?“ — (So, so? — Sie lesen also den Eingang der Verordnungen auch mit!? —)
Anmerk. des Uebersetzers.

Kraft sich zu vervielfältigen begabt, im Stande waren, an demselben Tage bei den geheimen Berathschlagungen in Paris, London, Madrid, Wien, Berlin, Petersburg, Rom und Neapel gegenwärtig zu seyn; und ob sie funfzehn Jahre hindurch demjenigen stets zur Seite standen, welcher während dieser Zeit das Menschengeschlecht hinter sich herschleppte, welcher allein demselben seine Bewegung vorschrieb und dadurch verursachte, daß der Erdkreis während dieser ganzen Zeit nur einen Namen kannte und ewig wiederholte, den Namen jenes außerordentlichen Menschen.

Und doch darf derjenige, welcher einst so die große Aufgabe übernimmt, eine Geschichte der Staatsumwälzung zu schreiben, aller dieser Hülfsmittel nicht entbehren.

Eine solche Art von Allwissenheit kann aber natürlich ein Mensch allein nicht besitzen, folglich muß jeder, der Zutrauen verdienen will, sich auf die Erzählung dessen beschränken, was unter seinen Augen geschah. Dies konnte er, als aufgeklärter Mann, gehörig würdigen. Dabei kann er als geltender Zeuge auftreten. Bei Gegenständen aber, die er nur nach Ueberlieferun-

gen, (welche ja immer bestreitbar sind,) oder nach Berichten erzählt, die bald das Interesse, bald der Partheigeist aufsetzten, ist er verdächtig.

Seit langer Zeit schon habe ich mir die Pflicht aufgelegt, an meinem Theile das zu thun, was ich so gern allgemein gethan wünschte; auch habe ich davon bis jetzt schon erfüllt, was ich vermochte; denn ich hielt es für eine Schuld, welche ich der Mit- und Nachwelt zu bezahlen habe.

Die Gesandtschaft in Warschau, die Denkschriften über die spanische Staatsumwälzung, die Erzählung der Wiedereinsetzung am 31. März 1814, nebst dem geschichtlichen Theile der vier Concordate *), machen bis jetzt den Theil des Tributs aus, welchen ich der Geschichte pflichtmäßig abbezahlt habe. Ich predigte andern stets das Gesetz: „aufrichtig niederzuschreiben, was sie sahen und hörten," so darf ich selbst mich denn wohl um so weniger von demselben lossprechen. Ich hoffe aber auch sagen zu

*) Alle in Paris bei Béchet Quai des Augustins No 57. zu haben.

dürfen, ich halte mich überzeugt, daß ich es stets mit Unpartheilichkeit, Freimuth und Wahrheit, ja nicht selten auf meine Gefahr und Kosten, erfüllte.

Indem ich darlege, was sich in den Jahren 1789 bis 1794 in Belgien begeben hat, vollende ich die Abbezahlung jener Schuld.

Mein persönlicher Standpunct verschaffte mir den Vortheil, die Menschen und Vorfälle jenes Zeitraums nahe zu sehen und genauer kennen zu lernen. Man hat darüber eben so leichtsinnig und gedankenlos gesprochen, als man es über viele andere Begebenheiten der damaligen Zeit gethan hat. Oft war man sogar thöricht genug, davon als von bloßen Kriegsunternehmungen zu reden.

Oberflächliche oder vom wahren Brennpuncte entfernte Beobachter erzählten, Belgien sei im Jahr 1792 von den Franzosen überfallen, im Jahr 1793 wieder von ihnen geräumt, im Jahr 1794 abermals genommen und 1814 aufs neue verloren. Dieses abwechselnde Erobern und Verlieren war ihnen alles. Die guten Leute ahneten aber nicht, daß hinter der sichtbaren

Bühne noch eine verborgene existirte, bis zu welcher man durchdringen mußte, um das Wahre zu sehen, weil von hier aus den Schauspielern draußen die jedesmalige Richtung und Bewegung gegeben wurde. Es verhielt sich hiermit fast wie mit den römischen Schauspielen, wo die Rollen in der Art vertheilt waren, daß einer die Worte aussprach, zu welchen ein Anderer die Geberden machte.

Ich hielt es für wichtig, dasjenige, was damals geschah, klar aus einander zu setzen, damit die gegenwärtigen und künftigen Geschichtschreiber der Staatsumwälzung Urkunden erhielten, ohne welche sie sich selbst und ihre Leser verwirren würden. —

Zwei Jahre hindurch hing das ganze politische Thun und Treiben unseres Erdtheiles allein von dem ab, was in Belgien vorfiel. Dort war der Hauptschauplatz der Begebenheiten. Der gemeinschaftliche Rath desjenigen Theils von Europa, welcher gegen die Staatsumwälzung ankämpfte, hatte seinen Sitz in Brüssel, oder wirkte dahin, als auf seinen Endzweck.

Um also den politischen Gang jener Zeit rich-

tig zu würdigen, ist es wesentlich nöthig, zu wissen, was in Belgien geschah. Man muß den verschiedenartigen Einfluß, das Spiel der Partheien, die Uneinigkeiten, welche im Innern der Frankreich wiederholt entgegengesetzten Verbindung Statt fanden, so wie den ganz verschiedenen Zweck kennen lernen, welchen sich jeder von diesen unglücklich vereinigten Verbündeten vorsetzte.

Belgien bestimmte zu jener Zeit das Schicksal von Europa. Sollte man es gegen Frankreich vertheidigen, oder sollte man diesem die kostbare Beute überlassen? — Das eine oder das andere veränderte die ganze europäische Politik.

Der Reichthum, den diese Eroberung brachte, ersetzte alles, was die französische Nationalversammlung und die beiden ihr vorhergehenden Convente an Mitteln, den Krieg und die Staatsumwälzung zu unterhalten, zerstört hatten. Belgien deckte das Deficit jener Zeit reichlich.

Der Glanz der Eroberung Belgiens warf ein so blendendes Licht auf das französische Heer, daß es schon damals anfing, Schrecken über Europa zu verbreiten.

In Frankreich entfernte die Beschäftigung,

welche diese Eroberung durch die Erweiterung des Kriegsschauplatzes nach außen gab, eine Menge Menschen vom Mittelpuncte der Geschäfte und von der Theilnahme an der Gewalt, welche ohne eine Dazwischenkunft der Art sich gewiß mit dem Inneren des Staats beschäftigt und unfehlbar auf die bürgerliche Kraft zu wirken gesucht haben würden.

Die ausgezeichnetsten Krieger haben alle nach einander dies versucht. Lafayette gab im Jahr 1792 das erste Beispiel davon, als er nämlich im Namen seines Heeres Genugthuung wegen der Beschimpfung verlangte, welche dem Könige durch den Vorgang mit der rothen Mütze angethan war. Dumouriez versuchte es 1793. Pichegru arbeitete daran während der Jahre 1795, 1796 und 1797. Im Jahre 1801 ließ er sich, nebst dem General Moreau, dabei überraschen und ergreifen. Augereau führte es zwar aus, aber zum Vortheil eines andern und in den Unordnungen des Jahres 1797. Dem einzigen Buonaparte war es vorbehalten, am 18. Brumaire es zu seinem eigenen und zu Frankreichs Nutzen zu vollenden.

Im Jahre 1799 wollte eine Parthei den General Joubert an die Spitze einer ähnlichen Unternehmung stellen; man gab ihm also, um ihm die Gunst der Nation zu verschaffen, den Oberbefehl des gegen Suwaroff bestimmten Heeres und glaubte, Frankreich könne dem Besieger des russischen Helden nichts abschlagen; aber — weder Joubert, noch die, welche ihn leiteten, waren der Art, daß sie Buonaparte's Stelle ausfüllen konnten. Er hat nie seines Gleichen gefunden.

Um diese Zeit leitete der Kampf jeden Ehrgeizigen in das Kriegsfeld, wäre es auch nur geschehen, um dadurch Einfluß auf die Politik zu erhalten. Man säete im Heere, um im Innern zu ernten und um sich Ansprüche auf einen Theil der Herrschaft zu erwerben. Der Krieg war damals Alles, folglich glaubten sich die Krieger ihrerseits auch ermächtigt, alles zu seyn. Bald also sahen sie in ihren Untergebenen nicht mehr die Diener des Staats, und vergaßen, daß das Heer für Frankreich da sei, sondern wähnten, Frankreich existire nur für das Heer. Auf diese Weise hatte die Eroberung von

Belgien sogar einen zwar indirecten, aber äußerst wichtigen Einfluß auf die innern Angelegenheiten Frankreichs.

Diese Eroberung gab den Franzosen Holland, das Lütticher Land und das linke Rheinufer; sie näherte folglich die französische Macht und die noch furchtbarere, der Staatsumwälzung, den Grenzen des Nordens. Dadurch erhielt die Politik aller dieser Länder eine neue Richtung. England ganz besonders fühlte sich bedroht, weil Holland aus dem Zustande seiner sogenannten Freiheit und Verbindung mit England in eine Art von Vereinigung mit dem französischen Reiche getreten war.

Jetzt erst wurden die Folgen sichtbar, ja ich möchte sagen, schlagend, welche die französische Eroberung von Belgien für den ganzen Norden von Europa hatte. Jetzt wurden denn auch die Grundstoffe zur nachherigen Schöpfung des Königreichs der Niederlande, als einer Vormauer für den Norden gegen neue Ueberschwemmungen von Frankreich her, gelegt.

Der Zeitpunct der Begebenheiten, welche in den Jahren, die ich beschreiben will, in Belgien

vorfielen, ist also gar kein unbedeutender in der Geschichte der Staatsumwälzung.

Ich meine nun, das sicherste Mittel, eine richtige Idee von jenen Ereignissen zu geben, ist, sie zunächst von zusammengestoppelten Zeitungsnachrichten und von der Erzählung bloßer Kriegsbegebenheiten zu reinigen, weil dies meistens die Grundlage aller Schriften über jenen Zeitpunct ist; zugleich aber hoffe ich, durch die Mittheilung der geheimen Springfedern, welche damals alles leiteten, diese gemeinen Unterrichtsmittel mehr als zu ersetzen.

Um solch ein Versprechen zu erfüllen, fange ich mit einem kurzen Ueberblick des Charakters und der Geschichte der Belgier an. Diesen Eingang halte ich zum richtigen Verstehen des Folgenden unumgänglich nöthig.

Die Natur setzte den Belgier zwischen Frankreich, Deutschland und Holland; auch ist er weder Franzose, noch Deutscher, noch Holländer. Er hat vielleicht mehr von dem letzten, als von den beiden ersten, ist aber dennoch eigenthümlich. Man könnte wohl mit Recht sagen, der Holländer sei ein vervollkommneter Belgier; denn mit

allen Eigenschaften, welche der Belgier besitzt, verbindet der Holländer noch andre, welche ihm ausschließlich angehören. Der Unterschied beider Völker entsteht besonders aus der Verschiedenheit ihrer Religion und aus den größeren Verbindungen, in welche den Holländer seine Lage versetzt hat. Er kann die ganze Erde umfassen; den Belgier halten theils die Bande einer minder freien Religion zurück, theils ist er in den engen Kreis seiner Ortsverhältnisse gebannt.

Alle Bewegungen der Belgier nach außen wurden damals von Holland und von andern deutschen Mächten mit mißtrauischer Wachsamkeit beobachtet. Die Schelde war geschlossen und Ostende überwacht. Den Belgiern blieb folglich nichts frei, als ihre Felder und ihre Tempel. Wenn irgendwo, so findet man in Belgien das Volk gut, freimüthig, gastfreundlich, arbeitsam, sparsam, zur Ordnung und Regelmäßigkeit geneigt. Es ist so sehr von Natur sittlich, daß man sagen könnte, die Tugend liegt ihm im Blute, sie kommt zu ihm, ehe er sie sucht. Die Ruhe macht sein Glück aus, deshalb opfert er der Gewohnheit und liebt eine Folgenreihe fried-

lich stiller Tage. Sein Leben ist eine gerade Linie, seine Begierden sind ohne Heftigkeit und seine Freuden ohne Aufwallung.

Man beurtheile ihn aber nicht nach seiner Kälte und Verlegenheit im Betragen, denn sein Herz ist warm, besonders für die Wohlthätigkeit; dies heilige Feuer durchdringt ihn ganz. Stört ihn nur nicht! so wird sein Benehmen vielleicht selbst der Liebe ähnlich sehen. Sucht ihn nicht auf! den Werth eures Zuvorkommens läßt er wahrscheinlich unbeachtet. Kränkt ihn nicht! so wird er sich vielleicht entfernen, aber bald wieder gleichsam in sich selbst zurückkehren. Ihn aus diesem, seinen innern Leben und Weben heraus zu zwingen, möchte schwer halten, denn es gibt wenig Menschen, welche die Beraubung des gesellschaftlichen Lebens so leicht ertragen können, als eben der Belgier; er ist einzig darin, anderer nicht zu bedürfen.

Dagegen hat er die Liebe zum Zurückgezogenen, dem Grundsteine der häuslichen Tugenden, bewahrt. Ein Familienvater zu seyn, ist folglich eine Ehre für ihn. Sein Geist glänzt nicht, aber er urtheilt richtig. Ich möchte sagen, er

macht mehr Gebrauch von seinem sittlichen Gefühle, als von seinen geistigen Eigenschaften, daher ist seine Umsicht in der Literatur sehr beschränkt. Mühe verwendet er vorzugsweise nur darauf, sich Gelehrtheit zu verschaffen. Commentare und Glossen, das sind die Lieblingsgegenstände seiner unter der Arbeit seufzenden Schriftsteller. Von dergleichen dunkelgelehrten Abhandlungen wimmeln seine Büchersammlungen; an Werken eigner Erfindung sind sie leer.

Die Belgier waren lange Zeit hindurch das erste Volk der Erde im Betreff der Manufacturen. In den Künsten standen sie selbst England um mehrere Jahrhunderte voran. Ihre Malerschule behauptet unter allen europäischen den zweiten Rang, ja bisweilen hat sie wohl gar ihrer Nebenbuhlerin in Rom Besorgniß veranlaßt.

Die Felder Belgiens bieten unstreitig eine so vorzügliche Bebauung dar, wie man sie in ganz Europa nicht weiter findet. Man hat in den letzten Zeiten den Mönchen dieses Verdienst zugeschrieben; dies ist aber, wie so manches Andre, ein Vorurtheil, wie Holland und England

klar darthun; denn sie haben ihre Felder ohne jene Helfershelfer fruchtbar zu machen gewußt.

Da die Nation so arbeitsam und ausharrend ist, so hat sie eine zahllose Menge von Städten und Dörfern erbaut, welche viele berühmte Oerter übertreffen; sie hat Canäle gegraben, um die Felder zu befruchten und die Städte durch die große Bequemlichkeit für den Handel zu bereichern; sie hat kostbare Landstraßen angelegt, mit welchen an Festigkeit und Schönheit keine andern zu vergleichen sind. Kurz, Belgien ist ein Winkel der Erde, dessen Anstrengungen mit Nachsinnen vereint, daraus einen Aufenthalt geschaffen haben, der vor tausend anderen zum Wohlseyn des Menschen geeignet ist. In diesem Lande trägt Alles im häuslichen Kreise den Stempel der Weisheit und der verständigen Berechnung.

Der Belgier treibt die Reinlichkeit nicht wie der Holländer bis zum Uebermaß, zur Beschwerde; aber er hat davon behalten, was zum angenehmen Seyn des Menschen nothwendig ist, den Glanz, die Nettigkeit.

Seine Wohnung ist fest und bequem; überall bemerkt man Annehmlichkeit, nirgends Staat.

Sparsamkeit ist dem Belgier gleichsam angeboren, deshalb sichert sie ihn auch in der Regel vor den Schlägen des Schicksals und des Unglücks. Menschen, bei welchen es Grundsatz ist, nur einen Theil des Einkommens auszugeben und den andern aufzuheben, um dadurch unmerklich das Vermögen zu vermehren, Menschen der Art können nicht wohl arm werden, das haben die Belgier in den langen Revolutionskriegen bewiesen.

Es ist nämlich allgemeine Sitte in Belgien, den Ueberschuß seiner Einkünfte in den verschiedenen Banken Europa's anzulegen; vorzüglich sandte man einst ihn nach Wien. Während der Staatsumwälzung blieben also wohl nur wenige Belgier verschont; fast alle litten viel mehr durch die Bankerotte, welche alle Banken nach einander machten. Wie haben die Belgier aber diese Verluste überwunden? — Durch Hülfe derselben Sparsamkeit, welche die Mutter jener verlornen Summen gewesen war. Denn der Verlust verminderte nie die erste Grundquelle des ihr entflossenen Reichthums. Wahrscheinlich hat das oben beschriebene Verfahren jetzt schon

einen Theil dessen wieder hergestellt, was einst verloren ging. Jedes Volk, (ich setze hinzu, jeder Fürst,) das nach diesem vorsorglichen Grundsatze verfährt, ist nicht arm zu machen; dagegen alle Völker oder Fürsten, welche diese unerschöpfliche Hülfsquelle nicht benutzen, sich jeden Augenblick am Rande des Abgrundes befinden.

Der Belgier ist sehr religiös. Die Anhänglichkeit an die katholische Religion verhinderte Belgien, gemeinschaftliche Sache mit Holland zu machen. Als dies sich nämlich von Spanien losriß, hätte Belgien ihm politischer Weise folgen müssen; aber Holland hatte die Reformation angenommen, deshalb blieb Belgien mit Spanien vereint; die katholische Religion allein erhielt den spanischen Monarchen dies Land. Daher hat auch noch bis jetzt die Religion in Belgien in ihren Kirchengebräuchen etwas Spanisches und Italienisches behalten. Der Unterricht und die religiösen Handlungen haben vieles mit dem gemein, was in jenen beiden Ländern in Uebung ist. Die Mönche z. E. bewiesen in Belgien eine

eben so große Uebermacht, als der italienische und spanische Aberglaube ihnen gestattet hatte. Nicht selten geschah dies selbst auf Kosten der Weltgeistlichen, welche in jenen beiden Ländern von den Ordensgeistlichen unterdrückt waren.

Zwei Jahrhunderte der spanischen Herrschaft hatten aus den Belgiern nordische Spanier gemacht. Ich glaube deshalb auch die Hartnäckigkeit Spaniens für diese entfernte und im Grunde ihm schädliche Besitzung, (welche es ewigen Kriegen mit den Grenzmächten Belgiens aussetzte,) nicht besser erklären zu können, als daß ich annehme, die Bande der Herrschaft waren allmählig noch durch die Bande gleicher Gefühle zwischen beiden Nationen verstärkt.

Der Belgier bezieht alles auf den Kreis seiner Heimath, blickt also nicht oft jenseits der Grenzen seines Landes, sondern heftet nur auf dieses sein Hauptaugenmerk. Im Allgemeinen nimmt er an dem, was draußen sich befindet oder vorgeht, keinen Antheil. Neugierig ist er nicht, und in seinem Lande gefällt er sich sehr wohl. Er hat daher weder Interesse noch Begierde, von

den auswärtigen Angelegenheiten etwas wissen zu wollen.

Die Mitglieder der höhern Stände abgerechnet, gibt es wohl nur wenige Belgier, welche irgend etwas von der Geschichte kennen, oder die Namen der umliegenden Länder wissen. Diese Unwissenheit ist eine Folge ihrer Gleichgültigkeit, aber sie hat mich, so lange ich in Belgien lebte, oft nicht wenig in Erstaunen gesetzt. Für große und berühmte Männer aus irgend einem Lande Europa's weiß ich keine bessere Schule der Bescheidenheit und der Ueberzeugung, daß die menschliche Größe ein Nichts ist, als wenn man sie nach Belgien versetzte, weil sie dort finden würden, daß ein ganzes Volk von ihrem Daseyn auch nicht einmal etwas ahnete.

Man schließe indeß aus dieser Sinnesart, welche der Eitelkeit der Fremden so wenig schmeichelt, nicht etwa, daß die Belgier keine Adelsaristokratie hätten. O nein! Sie haben sie, leider! eben so sehr, als ihre Nachbarländer, Deutschland und Frankreich. So unbedeutend ihr Adel meistens durch seine Geburt ist, so sehr halten sie doch darauf. Mit Ausnahme

einiger mehr oder minder berühmten belgischen Familien ist der Adel dort wenigstens eben so unrein als in Frankreich. Denn was ist es am Ende für ein Adel, wenn unter einer Bevölkerung von dreißig Millionen Menschen sich nur eine einzige Familie, die der Rohan's, findet, welche, vor der Staatsumwälzung, in das Domcapitel von Strasburg eintreten konnte! Die der Croy's und der La Trémouille's gelangen so eben erst dazu, denn ihr jetziges Geschlecht ist das erste domcapitelfähige.

Der belgische Adel ist im Allgemeinen wenigstens reicher, als der französische; denn verhältnißmäßig ist der Reichthum in Belgien weit größer als in Frankreich, aber die belgischen Adlichen sind minder gut erzogen und haben gar keine kriegerische Bildung. Nur wenige von ihnen treten in Kriegsdienste. Das Leben der meisten fließt ruhig dahin im Genusse ihrer Glücksgüter und der Annehmlichkeiten des häuslichen Kreises. Ihre Laufbahn ist angenehm aber glanzlos. Innerer Friede ist damit verbunden, weniger hingegen Ausbildung. Vielleicht ist der Mensch eigentlich zu jenen Genüssen bestimmt;

in unsrer gesellschaftlichen Ordnung aber sind sie, leider! seine letzte Beschäftigung.

Der hohe Adel Belgiens genoß dort eines weit ausgezeichneteren Ansehens, als dieselbe Classe des französischen Adels in Frankreich. Der Umfang des Landes war kleiner, die Regierung weniger drückend, die Ereignisse minder groß, die einzelnen Mitglieder ungefähr gleich mäßig; sie mußten also in Belgien mehr bemerkt werden, mußten mehr auf die allgemeine Meinung wirken können, als in Frankreich möglich war.

Der höhere Adel Belgiens stand ziemlich auf demselben Standpuncte, auf welchem der gleiche Stand in den kleinen Staaten Deutschlands steht und wirkt. In Belgien war überdies die Achtung, welche er erhielt oder verlangte, kein drückendes Joch zu nennen; denn die Zahl dieser Art von Adlichen war nur gering. Der niedere Adel vermehrte sich, wie in Frankreich, auf mancherlei Art, besonders durch die Stellen der höheren Gerichtsbarkeit.

Das jetzige Belgien ist nur ein Schatten des ehemaligen, zur Zeit, als es siebzehn Provinzen zählte. Die Trennung Hollands war die erste

bedeutende Verkleinerung Belgiens. Ludwigs XIV. Eroberungen rissen sehr blühende Stücke, Flandern, das französische Hennegau, Artois und Cambresis, davon ab.

Auf diese Weise wurde die kostbare Erbschaft des Hauses Burgund auf das Wenige zurückgebracht, was man zeither die spanischen und österreichischen Niederlande, oder, allgemeiner ausgedrückt, Belgien genannt hat. Die Spuren dieses gemeinschaftlichen Ursprungs und dieser ehemaligen innigen Verbindung aller verschiedenen Theile des damaligen Belgiens sind noch jetzt allenthalben bemerkbar, von den Ufern der Somme an bis zu denen der Maas. Alles in diesem weiten Länderkreise, von den Vorstädten Amiens an bis zu denen von Rotterdam, erinnert an das Flamländische. Ich nenne hier nur: Gebäude, Ackerbau, Kleidung, Schifffahrt, Lebensweise. Artois, Flandern, Hennegau sind allen Eigenthümlichkeiten nach flamländisch; französisch heißen sie nur der Herrschaft wegen.

Belgien ging durch seine zu große Verkleinerung unter, indeß es war auch uranfänglich schon

nicht unter einem Regenten vereinigt gewesen. Es ist ihm gegangen, wie den meisten Theilen Europa's. Seit den Einfällen der Barbaren wurde jedes Ländchen das Eigenthum dessen, der sich seiner bemächtigte. Diese Vertheilung vermehrte sich noch durch die Abfindungen in Ländern, welche die meisten regierenden Familien ihren jüngeren Kindern gaben. Dadurch wurde ein Staat von Geschlecht zu Geschlecht immer mehr zerrissen. So war auch Belgien in vielerlei Hände übergegangen, ehe es unter eine Oberherrschaft vereinigt wurde. Es hatte zuvor z. E. seine Herzoge von Brabant, seine Grafen von Flandern, von Hennegau, von Namur, seine Marquis von Antwerpen, seine Herren von Mecheln rc., so wie Frankreich seine Herzoge von der Normandie, von Bretagne, von Bourgogne, seine Grafen von Toulouse, seine Dauphins von der Dauphiné rc. hatte. In beiden Ländern brachten jene Herrschlinge denn auch mehrere Jahrhunderte lang ihre Zeit damit hin, sich unter einander zu bekriegen und sich gegenseitig, ganz oder doch zum Theil, von ihren Besitzungen zu verjagen.

Wir müssen im Namen der Menschheit und Sittlichkeit dem Himmel danken, daß er die endliche Vereinigung aller dieser kleinen Herrschaften erlaubte oder herbeiführte und dadurch große Staatskörper entstehen ließ. So wie jene allmählig verschwanden, hörten auch fast alle Verbrechen auf, von welchen jede Seite der Geschichte aus den Zeiten der vielseitigen Vertheilungen ein gräßliches Gemälde liefert. Gerade wie die Jahrbücher Schwedens, Norwegens, Schottlands und der dreizehn Königreiche in Spanien, zeigt die Chronik Belgiens von einem Ende zum andern nichts als wechselseitige Verbrechen, durch den nachbarlichen und nebenbuhlerischen Ehrgeiz begangen. Der Besitz der einzigen Herrschaft Mecheln erzeugte mehr Schandthaten, als die Vereinigung von zehn Provinzen in Frankreich hervorgebracht hat. Man kann es daher kaum unterlassen, wenn man Nachrichten aus jenen bejammernswerthen Zeiten liest, (welche uns die menschlichen Gesellschaften wie beisammen lebende Tigerfamilien malt und die Einzelnen immer gegen einander im Hinterhalte lauernd zeigt,) die Fortschritte der Bildung zu segnen, wodurch die neuere ge-

sellschaftliche Verbindung von der fortwährenden Uebung solcher gräßlichen Handlungen befreit worden ist. Noch weniger aber kann man umhin, über den bösen Geist zu erstaunen, der heut zu Tage einen Theil unserer Schriftsteller treibt, die Herrlichkeit jener schönen alten Zeit anzupreisen, und die Schauderjahre der Vorwelt weit über die unsrigen zu erheben, ja sie uns wohl gar als Muster vorzustellen.

Die alte Geschichte Europa's erregt Grausen; aber die Sittenwildheit der damaligen Herrscher war nicht auf ihren (den Herrscher-) Kreis allein begrenzt; nein, es war vielmehr allgemeine Sitte des Zeitalters geworden, stieg also von den Herren bis zu den niedrigsten Unterthanen hinab. Rauhe Herrlinge befahlen aufrührerischen Völkern. In der Geschichte des damaligen Belgiens gibt es fast keine andern merkwürdigen Seiten, als die, welche Empörungen der Unterthanen gegen ihre Fürsten erzählen. Die der Genter nehmen den ersten Platz in jenen groben und blutigen Trauerspielen ein. Mehr als einmal waren die Artevelle die Anführer, d. h. die Helden des sich

empörenden Pöbels. Immer benahm sich dieser dort wie seines Gleichen allenthalben, nämlich ohne Zweck und ohne Zügel, nur bereit, umzustürzen, aber unfähig, etwas wieder aufzubauen, fast jedesmal vom Uebermuthe zum Galgen übergehend!

Spanien ließ diese Provinz durch Prinzen von königlichem Geblüte regieren; dies war ehrenvoll und für ein Land, das es gern sieht, wenn viel Geld bei ihm ausgegeben wird, auch zweckmäßig. Die Verwaltung der Niederlande war eine Art von Abfindung für die jüngern Söhne des regierenden Hauses. So hat denn auch Oesterreich fortgefahren, einige seiner vom Mittelpuncte der Monarchie entfernten Provinzen, welche vielleicht Sprache, oder Klima, oder Sitten noch mehr trennten, auf gleiche Weise regieren zu lassen.

Jede Provinz Belgiens hatte seine eigenen Stände.

In Brüssel war die Versammlung derselben für Brabant. In ihrer Einrichtung fand sich noch viel Rost aus den vorigen Jahrhunderten; sie war daher für den Oberherrn eine unversiegbare Quelle von Verlegenheiten. Oester-

reich unterhielt in Brüssel einen General=Gouverneur, ferner einen bevollmächtigten Minister und — noch außerdem einen geheimen Rath. Das Räderwerk dieser Maschine war also sehr zusammengesetzt. Die Eifersucht der Monarchen, welche über diese entfernt liegenden Länder zu befehlen hatten, suchte sie sich zu sichern und setzte deshalb die Behörden derselben gleichsam einander entgegen.

Die Bischöfe und regulirten Aebte bildeten, wie damals in ganz Europa, den ersten Stand.

Den zweiten machte der Adel aus.

Man weiß, daß eine Menge Mönche, ewig in dem engen Kreise der Klöster ernährt, völlig unfähig seyn mußte, Staatsangelegenheiten zu behandeln. Der Klostergeist und der Weltgeist können sich nicht mit einander vertragen; Mönchsbeschäftigungen und hohe gesellschaftliche Speculationen passen nicht zu einander.

So stand es mit Belgien, als die französische Staatsumwälzung ausbrach.

Seitdem Oesterreich durch den Utrechter Frieden 1713 zum Besitze Belgiens gelangt war, schien die Neigung dieses Volkes zum Aufruhr

eingeschläfert oder gar ausgerottet zu seyn: einziger, aber unbedeutender Aufruhr fand noch unter dem Marquis von Prié in Brüssel Statt. Dieser Mann stellte nämlich den Prinzen Eugen, den eigentlichen General-Gouverneur Belgiens, vor, so lange der Prinz Krankheits halber noch in Wien zurückgehalten wurde. Man muß Oesterreich darin Gerechtigkeit wiederfahren lassen, es hat Belgien immer mit Schonung regiert, und hat es sich sehr angelegen seyn lassen, daß die Verwaltung daselbst gut sei. Nur ein ein einziges Mal hatte Belgien seit dem Utrechter Frieden den Krieg bei sich gesehen. Früher war es ein unaufhörlicher Schauplatz desselben. Der Tractat von 1756 schien durch Belgiens Schutzengel geschlossen zu seyn, denn er hielt den Krieg und seine mannigfaltigen Geißeln stets von diesem Lande fern.

Oesterreich hatte demselben mehrere Male nach einander General-Gouverneurs gegeben, welche ganz nach dem Wunsche der Belgier waren. Der Graf Kobenzl z. B. hatte sie mit Sanftmuth und Klugheit regiert. Der Prinz Karl von Lothringen, Bruder des Kaisers Franz I., hatte

sich unter ihnen mehr väterlich als herrisch bewiesen. Er vereinigte alle Tugenden in sich, welche die Belgier am meisten würdigen. Wahlen der Art, welche im höchsten Grade belgisch genannt werden könnten, waren das Werk der Kaiserin Maria Theresia.

Von dieser berühmten Herrscherin muß die Geschichte bald ihren Muth, bald ihren hohen Geist, bald die ihrem Geschlechte eigenthümlichen Tugenden, bald ihre wahrhaft königliche Würde bei einer erhabenen Einfachheit, bald ihre Unterscheidungsgabe bei der Wahl der Menschen, und bald die Seelenstärke rühmen, welche sie zu dem Entschlusse fähig machte, sich mancher Menschen zu bedienen, die ihr persönlich nicht gefielen, welche sie aber fähig gefunden hatte, dem Staate nützlich zu werden. Dies ist bei Regenten etwas höchst seltenes, aber desto lobenswertheres! — Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Maria Theresia dem Fürsten Kaunitz nie zugethan war, daß sie also dem Wohl des Staats ihre persönliche Abneigung, die sie von diesem Minister entfernt hielt, aufopferte. Sein Stolz, seine Sonderbarkeiten, sein wollü-

stiges, weichliches und unreligiöses Leben standen in zu grellem Widerspruche mit dem Edelmuthe, der Sittlichkeit und Religiosität, welche die Grundlage in dem Charakter der Kaiserin ausmachten.

Die Lobschrift dieser großen Frau könnte in wenige Worte zusammengefaßt werden. Ihre Regierung macht einen Theil des ausgezeichneten und denkwürdigen Jahrhunderts im Norden von Europa aus. Damals traf es sich nämlich, daß drei große Herrscher es zu gleicher Zeit regierten; alle drei zwar reich an Ruhm, aber an Ruhm von ganz verschiedener, oft einander entgegengesetzter Art. Maria Theresia stand in der Mitte einer zweifachen, glänzenden Umgebung, doch verdunkelte der Glanz beider sie nicht. Sie war weder, wie Katharina, eine zweite Semiramis, noch wie Friedrich, Gründerin ihrer Staaten, oder das Haupt einer neuen Kriegsschule in Europa; sie war ferner nicht Liebling des Apollo und des Mars zugleich, wie er, der unter dem kalten Himmelsstrich des erstaunten Deutschlands Lebhaftigkeit, Glanz und Kühnheit des Geistes zeigte; wohl aber verstand sie es, obschon weniger schimmernd als ihre Wetteiferer, sich einen glei-

chen, ja in gewissem Betracht höheren Ruhm zu erwerben, als sie Beide.

Maria Theresia war mit den Tugenden ihres Geschlechts, welche Katharinen mangelten, geschmückt; sie besaß so viel Muth als Friedrich. In dem Augenblicke, als ihre ungerechten Angreifer sie aufs äußerste gebracht hatten, wußte sie die Ungarn zu ihrer Vertheidigung zu entflammen und erwarb sich den Ruhm, 40 Jahre lang im Kampfe gegen den ersten Geist ihres Jahrhunderts auszuharren und die Kaiserkrone auf den Häuptern ihrer Familie von neuem zu befestigen; ja sie erhob aus der stillen Zurückgezogenheit, worein ihre lange und traurige Witwenschaft sie versetzte, mitten unter der Ausübung aller bürgerlichen und religiösen Tugenden, Oesterreich zu dem Range empor, welchen es seit jener Zeit fortdauernd in Europa eingenommen hat.

Der Ruf, welcher sich bekanntlich vom Geräusch ernährt, wird vielleicht Friedrich und Katharinen höher stellen, als Maria Theresia; aber die Sittlichkeit, welche nur die geprüfte und bewährte Tugend anerkennt, reicht dieser Fürstin die Palme und bewahrt ihr eine

Krone auf, in welcher keine Blüthe je welken wird; statt daß zu fürchten steht, es werden mehrere aus dem Kranze ihrer beiden Wetteiferer mit der Zeit abfallen.

Maria Theresia ward in Belgien wie eine Göttin verehrt, auch werden ihre Altäre noch lange in den Herzen der Einwohner jener Gegenden verbleiben. Man hätte aber auch sagen mögen, diese Frau sei für Belgien geschaffen.

Unter ihrer Regierung nahmen die belgischen Capitalien zuerst ihren Lauf nach Wien; Graf Kobenzl ertheilte ihnen diese neue Richtung. Die Belgier hatten mit dem Kriege nichts zu schaffen, denn sie waren von dem persönlichen Dienste in demselben befreit. Zudem besaßen sie Geld im Vorrath, folglich schossen sie alle Anleihen her, welche Maria Theresia bei ihnen während des Krieges von 1756 bis 1763, ja bis zu ihrem Tode eröffnete. Brüssel und Antwerpen waren damals die Münzstädte Oesterreichs.

So waren die Verhältnisse, als der Tod, dem nichts zu ehrwürdig ist, dieses erhabene und liebenswürdige Haupt abschlug. So lange es wirken konnte, erhielt es Belgien in der Aus=

übung seiner Pflichten. Liebe und Vertrauen machten sie leicht. Dann erschien Joseph. Mit ihm erhob sich ein neuer Morgen über Belgien und bald nachher über den ganzen Erdkreis.

Es gibt wenig Fürsten, von welchen man so ganz verschiedene Gemälde entworfen hat, als von dem Kaiser Joseph II.

Die Ursache davon ist leicht zu finden, und es scheint mir blos sonderbar, daß diejenigen, welche uns sein Gemälde geliefert haben, sie nicht bemerkten und anzeigten. Selbst Rhulières macht hiervon keine Ausnahme. In seiner Geschichte der Anarchie von Polen vermengt er durch eine lange Reihe von Entwürfen, die er alle Augenblicke verläßt und wieder aufnimmt, die Züge und Farben, welche sein Gemälde Josephs ausmachen sollen, gänzlich. Doch, das ist ja sein gewöhnlicher Fehler.

Alle, welche Joseph schilderten, haben in ihm nur den Menschen, der zugleich König war, beachtet; sie hätten vielmehr den Menschen seines Zeitalters ins Auge fassen sollen, denn er spielt unwiderruflich eine bedeutende Rolle in dem neuesten Zeitabschnitte. Das Hauptgeschäft dieses

letztern ist, die gesellschaftlichen Verbindungen zu verbessern, und Joseph hat damit angefangen, seine Staaten zu reformiren. Er mußte folglich das Loos aller Verbesserer theilen; er wurde nämlich, wie sie, von denen, welche ihn schilderten, mit Liebe oder Haß dargestellt, je nachdem sie eins oder das andere für die Umwandlung empfanden. Betrifft aber diese Veränderung der Dinge die Religion, so verdoppelt sich die Gefahr, verkannt zu werden, für den Reformator noch weit mehr.

Joseph war der Julian seiner Zeit; er mußte also in der Art dargestellt werden, wie bald Christen, bald Heiden jenen Kaiser schilderten. Das entgegengesetzte Interesse hat die entgegengesetzten Züge geliefert. Eben so ist Joseph den Feinden der Umwandlung Belgiens Julian der Abgefallene; den Freunden derselben hingegen ist er Julian der Philosoph, und zwar mit allen Tugenden der Schule des Zeno geschmückt. Besäße man das Gemälde des Czaars Peter des Großen nur von der Hand der Bojaren und der alten Russen, denen er den Bart

und die asiatischen Röcke abschneiden ließ, so würde es dem eines Ungeheuers gleichen.

Wie es bei großen politischen entscheidenden Puncten immer zu ergehen pflegt, so trat es auch hier ein: Joseph stand nicht für alle Zuschauer, und eben so wenig für alle seine Geschichtschreiber in dem gleichen Gesichtspuncte. In solchen Zeiten führen Eigennutz und Leidenschaften den Pinsel und tragen Farben auf die Palette, welche der Partheigeist ihnen dargeboten hat. Daher die große Verschiedenheit der Urtheile über die gleichen Gegenstände. Es scheint oft, als hätten die Leute gar nicht dieselben Menschen, gar nicht dasselbe Zeitalter gezeichnet.

Soll ich die Wahrheit sagen, so finde ich, daß Joseph von einigen zu sehr gelobt und von andern zu sehr getadelt ist; daß er also weder alle die Vorzüge, noch alle die Nachtheile an sich hatte, welche man ihm beilegt. Er war unwillig darüber, daß seine Mutter ihn so lange in ihrer Vormundschaft gehalten hatte, und eilte dann zu sehr, der lange ihm vorenthaltenen Gewalt zu genießen. Er war voll von Ideen, die er während seiner Minderjährigkeit eingesam=

melt hatte, und handelte, wie alle, welche lange haben warten müssen, d. h. er beeiferte sich gedankenlos und daher oft schädlich, sie ins Werk zu setzen. Das Schlimmste war, er suchte durch Soldaten auszuführen, was er als Philosoph ersonnen hatte. Seine Ansichten waren nicht vollkommen klar; denn er ging zwar zu dem einen Thore des Despotismus hinaus, kehrte aber durch das andere wieder in denselben zurück.

Als Zeitgenosse Friedrichs ließen die Lorbeeren dieses Miltiades ihn nicht schlummern. Der Ruhm des preußischen Helden war ein Stachel, welcher ihn unaufhörlich antrieb, sich ebenfalls persönlichen Ruhm zu erwerben. Es kränkte ihn tief, daß der Ruf sich mehr mit einem Marquis von Brandenburg, als mit dem Darsteller der Cäsarn beschäftigte. Auf sich wollte er deshalb gern die Vorzüge der Ehre heften.

Welches Gefühl kann erhabener seyn, in so fern die Kraft des Kopfes mit dem des Herzens in dem richtigen Verhältnisse steht?

Selbst sein Zeitalter beneidete er wegen des Antheils, welchen er demselben in seinen weitgreifenden Unternehmungen nicht bestreiten konnte,

weil die glücklichen Vorschritte desselben sichtbar waren. Keiner Sache gestattete er die gehörige Zeit zum Reifen. Weil er seine Hand in den gleichen Augenblicken nach allen Theilen seines großen Reiches ausgestreckt hatte, so erfuhr er auch in den gleichen Augenblicken den Widerstand von allen Seiten. Da er seine Absichten nicht gehörig mäßigte, so strebte er zugleich nach Eroberungen im Osten und fesselte sich dadurch an Katharinens politischen Wagen; sie veruneinigten ihn aber auch mit Preußen, und dies zwang ihn, Rückschritte zu thun. Immer wird man dazu genöthigt seyn, wenn man vorher nicht bedächtig überlegt hat.

Joseph gab seinen Staaten eine allgemeine Erschütterung. Er war daselbst der Vorläufer einer Staatsumwälzung, oder vielmehr er vollendete eine in ihnen. Aus diesem Gesichtspuncte allein muß er beurtheilt werden, und dann muß man fragen:

1) War diese Staatsumwälzung nöthig?

2) ging sie glücklich von Statten? und

3) wurde sie richtig geleitet?

In Betreff der ersten Frage muß die Antwort verneinend ausfallen.

Staatsumwälzungen können nicht gemacht werden, sondern sie treten ein, wenn die Ursachen dazu vorhanden (und reif!) sind. Diese Frucht bedarf durchaus der Reife. Es ist eine Geburt, welche nur nach Verlauf ihrer Zeit ans Licht kommen kann. In dieser Hinsicht stimmt die sittliche Natur mit der körperlichen an Regelmäßigkeit genau überein.

Alles, was Joseph gesetzmäßig und willkührlich aus und mit Absicht unternahm, wäre im Laufe der Zeit von selbst geschehen, oder vielmehr die Zeit hätte es so sehr erleichtert, daß es geschienen hätte, als habe es sich von selbst gemacht. Der Grund von Allem, was Joseph unternahm, war vortrefflich; was er Schlimmes hineinmischte, war allein sein directes und heftiges Hinzutreten, um nachzuhelfen. Man beurtheile diesen Satz nach dem, was damals vorfiel und jetzt Statt findet. Wie unbedeutend erscheinen uns heutiges Tages jene Neuerungen, die zu ihrer Zeit so viel Lärm erregten und so große Bewegungen hervorbrachten! Welchen kleinen Raum nehmen sie in

dem ungeheuren Gemälde ein, welches zeither sich in der politischen Welt aufgestellt hat. Nun denn! diese Neuerungen, oder vielmehr Verbesserungen, welche als Keime schon im Geiste der Zeit lagen, hätten sich von selbst entwickelt und würden, um sie zu verwirklichen, wenig oder gar keine Mühe gekostet haben.

Die richtige Wahl der Zeit ist in Geschäften ein Hauptpunct. Man kann aber nicht leugnen, daß Joseph seine Zeit unglücklich gewählt hatte. Auch mußte der Uebergang von einer mehr nur erhaltenden, methodischen und religiösen Regierung, wie die der Maria Theresia offenbar war, zu einer alles umwandelnden und philosophischen viel zu jähe seyn, um nicht eine allgemeine Erschütterung zu erregen. Die Menschen lieben den bestehenden Zustand, und die Beschützung bei ihren Gewohnheiten erscheint ihnen oft als ein wesentliches Glück. Dies ist im Allgemeinen wahr, mehr aber noch für die Deutschen und Belgier, die nicht blos sehr methodische Leute sind, sondern auch meinen, es sei Mühe genug, einmal gelernt zu haben, wie man leben müsse.

Joseph verrechnete sich geistig darin, daß er die Behandlung der Völker ihrer Erziehung für dieselbe vorangehen ließ. Weil er philosophisch und aufgeklärt dachte, so bildete er sich ein, sein Volk stände darin mit ihm auf der gleichen Linie und behandelte es gewaltsam, als er bemerkte, daß es seinen Erwartungen nicht entsprechen wollte. Es geschieht zwar gewöhnlich, ist aber dennoch gefährlich, „Andere nach sich zu beurtheilen.“ Diese falsche Würdigung verursachte das Zerfallen aller Plane Josephs in sich selbst. Er fand ganz andere Menschen, als er sie suchte, und stand deshalb sehr bald fast ganz allein mitten unter seinem Volke. Er besaß allerdings einen erhabenen Geist und verehrungswerthe Absichten; aber er war so unglücklich, das Gute schlecht auszuführen, und das schlecht ausgeführte Gute ist immer etwas sehr Böses.

2) Ging Josephs Staatsumwälzung glücklich von Statten?

Allerdings that sie dies. Sie hielt Stand, weil sie von der französischen Staatsumwälzung unterstützt wurde. Sie ist also in ihrem allgemeinen Resultate glücklich gewesen. Hierüber

sprechen die Thatsachen, alle weitern Vernunftschlüsse sind also überflüssig.

3) Wurde Josephs Staatsumwälzung richtig geleitet?

Ich antworte: Nein! Sie wurde vielmehr übel geleitet, besonders in Belgien; denn — Spott wurde mit Gewaltthaten gepaart. Die Völker dort, die man in den gewohnten Gegenständen ihrer Ehrfurcht angriff, und die nicht zu begreifen vermochten, was man aus ihnen machen wolle, erbebten und fühlten sich geneigt, für diejenigen, welche der bloße Eigennutz aufregte, sich Josephs Maßregeln öffentlich zu widersetzen. Die Mitglieder seiner Regierung in Belgien waren getheilten Sinnes; der deutsche Theil derselben, der in Brüssel seinen Sitz hatte, stimmte mit dem brabantischen Theil nicht überein. Das war aber sehr begreiflich, denn es fand kein gegenseitiger Berührungspunct in ihrem Eigennutze und in ihren Meinungen Statt.

Joseph war in einen ungerechten, unpolitischen und unglücklichen Krieg gegen die Türken verwickelt und konnte den Angelegenheiten der Belgier und der Bemühung, sie zur Ruhe zu

zwingen, nur einen Theil seiner Aufmerksamkeit und seiner Kräfte widmen. Schnell also schien dies Land seine ehemalige Ungezähmtheit wieder erhalten zu haben, statt daß die sanfte und mütterliche Regierung der Maria Theresia diese eingeschläfert hatte. Belgien hallte bald nach allen Seiten hin von Verwünschungen und Drohungen gegen Joseph wieder. Es dauerte nicht lange, so wurden ernstere Entschließungen gegen ihn ausgesprochen. Joseph machte also die Erfahrung, daß eine unzeitige Reform Belgien bis zur Unabhängigkeit gebracht hatte.

Der Hof von Brüssel, der auf solche Ereignisse nicht vorbereitet war, ergriff die Flucht als Rettungsmittel für sich und die Seinigen. Die Soldaten fühlten sich unzureichend, um eine Feuersbrunst zu löschen, welche von allen Seiten ausbrach. Sie warfen daher die Waffen weg, oder gaben sie ab. Joseph quälte sich mühsam, den Türken einige wüste und verpestete Fetzen Landes zu entreißen, und verlor während der Zeit die reichsten Provinzen aller seiner europäischen Staaten. Es war ein widerlicher Anblick,

Man sah seine Heere, welche doch allen übrigen in Europa gleich geschätzt wurden und die durch die ausgesuchtesten Bemühungen der Kriegskunst und militärischen Disciplin gequält, ja allenthalben als Muster angepriesen worden waren, durch Türken und Mönche besiegt.

Ein neuer Geist war in Belgien aufgegangen! — Ein bisher unbekannter Hauch der Unabhängigkeit wehte mit einem Male durch alle diese Gegenden. Joseph unterlag der doppelten Ermattung des Körpers und des Geistes; der Last des Grams über Täuschungen, welche ein zu spät ihm erscheinendes helleres Licht vernichtete; dem Druck zweier Kriege, welche seine Unbedachtsamkeit an den Enden Europa's entzündet hatte; kurz, er erlosch in Wien in einem so zweideutigen Zustande, daß man schlechthin nicht sagen kann, ob er seine Absichten bereut oder darin verharrt habe. Seine Staaten ließ er in einem allgemeinen Brande und sein Andenken in einem unglücklichen Doppelscheine zurück.

Das alles ist ein trauriges, aber unvermeidliches Ergebniß der vielen Unbedachtsamkeiten, welche er ganz ohne Noth beging, und eine ge-

rechte Vergeltung für seine Verwegenheit, die durch eine schuldvolle Empörung bestraft wurde.

Was zwang ihn aber auch, Völker zu beunruhigen, die ihm gern dienten, und die so gut bezahlten? Was zwang ihn, ihre Augen mit Gewalt aufzureißen und denselben durch ein zu früh ihnen vorgehaltenes Licht, durch Klarheit, die weit über ihre Erziehung hinausging, wehe zu thun? Ist es ferner wohl eine Beschäftigung, die regierenden Personen angemessen ist, wie Joseph theologische Hefte zu säubern und die Zahl der Messen und Wachskerzen anzuordnen? —

So selten entgehen selbst die erhabensten Menschen dem unvermeidlichen Tribut, welchen die schwache Menschheit der Kleinlichkeit zahlen muß.

Um jene Zeit erscheint Belgien denn der That nach und durch eine Handlung seines eignen Willens unabhängig. Bei dieser Unternehmung wollen wir einige Augenblicke verweilen, denn sie ist unsrer Aufmerksamkeit würdig.

Wer hat sie veranlaßt, und was wird sie ihrer Seits hervorbringen?

Beides etwas näher zu untersuchen, scheint mir von Wichtigkeit.

Ein ganzes Volk geht nicht leicht gewaltsamer Weise aus einer Art des Seyns in eine andre über; am wenigsten entzieht es sich mit gewaffneter Hand der Herrschaft eines mächtigen Fürsten, der im Stande ist, es zu züchtigen, weil es sich dadurch harten Behandlungen aussetzen würde. Doch ist ein Fall möglich; der nämlich, wenn ein solches Volk den Keim zur Veränderung schon in sich trägt, und wenn dieser Keim durch begünstigende Umstände fruchtbar gemacht wird. Eben deshalb kann man es kaum oft genug sagen: Staatsumwälzungen sind Töchter der Zeit und der Umstände, man kann sie nicht ex abrupto, noch auf Befehl irgend eines Menschen machen, sondern sie entstehen aus mannigfaltigen, mehr oder weniger wirksamen, mehr oder minder ins Auge fallenden Thatsachen und Ursachen von selbst. Es gibt keine Staatsumwälzung, von der man nicht im Stande wäre, den Stammbaum mit Unfehlbarkeit zu entwerfen.

Belgien befand sich gerade um jene Zeit mitten unter einer Menge von Ursachen, welche eine allgemeine Aufregung fast veranlassen mußten. Diese seine damalige Lage ist aber nie beachtet worden und verdient doch so sehr, bemerkt zu werden. Oberflächliche Urtheile versichern, blos Josephs gewaltsame Unternehmungen und der unüberlegte Stoß, welchen er allem gab, was der Gegenstand der Neigungen der Belgier war, hätten sie veranlaßt.

Wer aber seine Blicke nicht weiter dringen läßt, hat die verlangten Grundursachen nur im unbedeutendsten Betrachte, aber freilich von der, dem Scheine nach, fühlbarsten Seite her geahnet.

Die Wahrheit ist: Belgien benutzte, um sich unabhängig zu machen, einen Zusammenfluß von Umständen, deren Einwirkung es empfand, ohne sich genaue Rechenschaft über die Bewegungsgründe zu geben, welchen es ohne sein Wissen gehorchte.

Belgien stand zwischen zwei Staatsumwälzungen in der Mitte. Es ist aber sehr schwer, zwi-

schen zwei Feuersbrünsten zu stehen, ohne von einer derselben ergriffen zu werden.

Holland war von der einen Seite her schon seit dem amerikanischen Kriege in offener Fehde mit dem Erbstatthalter. Da diese Zwietracht lange dauerte, so konnte sie den Belgiern nicht verborgen bleiben. Sie hatten gesehen, daß Preußen mit gewaffneter Hand dazwischen trat, und die Frage zu Gunsten des Hauses Oranien entschied. Dies alles geschah vor ihren Thoren, und mußte ihre Aufmerksamkeit spannen, weil die Ordnung der Dinge dort mit ihrer besonderen Lage sehr viel Uebereinstimmendes hatte. Nichts ist aber geeigneter, ein Land zur Gährung aufzuregen, als Uneinigkeit in seinem Nachbarstaate. Das Beispiel ist ein großer Lehrer für die Menschen, denn es überhebt sie des Aufwandes, zu erfinden. Oft entschuldigt es sie auch in ihren eignen Augen; ja es befreit sie wohl gar, weil man nur zu geneigt ist, sich fälschlich etwas nachzusehen, von Gewissensbissen.

Um dieselbe Zeit brach die französische Staatsumwälzung mit einer Gewalt aus, welche über die ganze erstaunte Erde hin nachempfunden

wurde. Frankreich setzte sogleich alle Grundsätze der gesellschaftlichen Ordnung ohne Rückhalt aus einander. Sogleich wurde sie mit Heftigkeit verlangt und mit Strenge angewandt. — Hierdurch eröffnete sich also an den Thoren Belgiens eine politische Schule von einer ganz neuen Art. Zwar war sie noch nicht sogleich für den großen Haufen faßlich, aber ohne Wirkung konnte sie doch auch für diesen nicht bleiben.

Belgien befand sich demnach in der Mitte zweier Staatsumwälzungen von ganz entgegengesetzter Art, und wurde dadurch in eine dritte hineingezogen, welche zu gleicher Zeit durch Grundursachen von außen und von innen entstand. Theils ging sie aus dem Widerstande gegen Joseph hervor, theils aus den Grundsätzen der gesellschaftlichen Ordnung und allgemeinen Politik.

Während also die Masse der Nation dem Antriebe nachgab, welchen die Stände von Brabant und die Geistlichkeit gegeben hatte, und zum Vortheil sowohl der Stände, als der Geistlichkeit Josephs Joch mit Ungestüm zerbrach, auch ohne alle Ueberlegung der Richtung folgte, welche jene beiden bewegenden Ursachen ihr gaben, da begeg=

neten sich auch andre Männer, die von ganz entgegengesetzten Puncten ausgegangen waren, folglich die Unabhängigkeit eben sowohl, ja vielleicht noch mehr, als ihre Mitbürger wünschten, sie aber zu einem ganz andern Zwecke verlangten. Dies ist die Urquelle aller Uneinigkeiten und Theilungen in Belgien.

Kaum gehörte dies Land sich wieder selbst an, so zerfiel es in Partheiungen, d. h. in Anarchie. Die Belgier standen im Begriff, gerade so zu handeln, wie die Polen. So lange etwas umzustürzen war, blieben sie vereint und Freunde, sobald aber die Rede davon war, etwas wieder herzustellen, veruneinigten sie sich und handelten gegen einander als Feinde.

Sie wollten sich an Joseph rächen, indem sie sich von seiner Oberherrschaft losmachten, das war der gemeinschaftliche und scheinbare Zweck gewesen. Bis dahin hatten sich die Partheien, wie es wohl zu gehen pflegt, sehr gut unter einander verstanden. Als sie aber die Beute theilen wollten, wurden sie uneins. Da fangen ja gewöhnlich die Streitigkeiten an. Man stimmt genau darin überein, die bestehende Gewalt nie-

derzudrücken, sobald aber der Erbe derselben bestimmt werden soll, entstehen Spaltungen. Es geschah also in Belgien, was in Frankreich geschehen war. Hier hatte sich nämlich gegen die ehemalige Gewalt Ludwigs XVI. alles verbunden; als man aber eine neue an die Stelle der alten setzen sollte, hörte man nichts als — Streit.

In Belgien traten sogleich zwei entschieden entgegengesetzte Partheien auf.

1) Die der Stände. Ihre Anführer waren zwei Menschen, deren Namen heutiges Tages eben so sehr mit Dunkelheit bedeckt sind, als sie damals von dem Volksgeschrei mit großem Geräusch und — oft genannt wurden. Sie hießen: Vandernoot und van Eupen. Der letzte war Groß-Pönitentiarius der Kirche von Antwerpen. Welcher Europäer weiß jetzt noch viel von Vandernoot und van Eupen, oder wer fragt darnach, was sie thaten und — was aus ihnen geworden ist? —

2) Die der Vonkisten. Sie wurden so benannt von ihrem Partheihaupte, dem Advocaten van Vonk. Dies war die constitutionelle Parthei.

Die Stände von Belgien wiederholten die Auftritte, welche die Parlamenter in Frankreich so eben gegeben hatten. Diese brachten bekanntlich den König dahin, die Generalstaaten zusammenrufen zu müssen. Zwar bereuten sie ihre bisherige Kühnheit noch nicht; aber sie erschraken über die Stimmung, in welcher sie Frankreich fanden; denn sie hatten vergessen, diese genau zu erforschen, ehe sie die Nation aufregten. Jetzt beriefen sie sich auf die vergangenen Zeiten und verlangten, daß die Generalstaaten nach ihrer Leitung gehalten würden; das Volk aber wollte, daß sie nur nach seinem Willen zusammenkomman und gehalten werden sollten.

In Paris und in Brüssel that man damals, was man neuerlich in Karlsbad gethan hat, wo die klügsten diplomatischen Köpfe Deutschlands mitten im neunzehnten Jahrhundert und vor den Augen der ganzen Welt es sich sehr sauer werden ließen, historische Stände auszumitteln, welche ganz nach dem Muster des Alterthums berechnet wurden.

So wahr ist es, daß alle aristokratische Körper, an welchem Orte, in welcher Zeit und in

welcher Gestalt sie auch existiren, stets die gleiche unüberwindliche Neigung zur Oligarchie und zum Aufrechthalten ihrer eignen Gewalt hegen werden; mag auch von dieser letzten der Ursprung, die weitere Ableitung und die Uebereinstimmung mit den Grundbegriffen der gesellschaftlichen Ordnung seyn, welche es wolle. Sie sind sämmtlich geborne Aufopferer der jetzigen und künftigen Zeit für — ihren Götzen, „die Vorzeit." —

Auch die belgischen Stände verfuhren auf diese Weise; und da nur mittelmäßige Köpfe, deren ganze Kraft in ihrer langen Geschäftsübung bestand, sie leiteten, so sahen sie zwar ein, daß die Staatsumwälzung nur zu ihrem Vortheil geschehen sei, meinten aber zugleich, sie könnten und würden eben sowohl von jeder regelmäßigen Constitution befreit bleiben können, als sie von Josephs Joch befreit worden waren.

Die entgegengesetzte Parthei hegte aber ganz andre Absichten. Sie wollte nämlich aus der Staatsumwälzung ein Mittel machen, von diesem Zeitabschnitt an eine regelmäßige Constitution zu

erhalten. Daher die Trennung beider Theile von einander.

Da die Kraft der Partheien nur bei sehr helldenkenden Völkern nach der Aufklärung gemessen wird, so behielten die Stände die Oberhand. Eben die Masse, welche für Josephs Neuerungen noch zu unreif gewesen war, mußte es noch weit mehr für eine Constitution seyn. Sie übertrug also den Ständen die Gewalt. Zwei Jahre nachher hätte sie wahrscheinlich anders gehandelt. Heutiges Tages würden die gleichen Stände nicht vier Personen vereinigen können.

Die constitutionelle Parthei war nie zahlreich, denn sie bestand nur aus sehr aufgeklärten und gewählten Personen; Belgien war aber damals noch nicht so weit vorgeschritten, viele Männer der Art darreichen zu können. In Frankreich verhielt es sich im Jahre 1789 ganz anders; auch ist es in diesem Lande fortdauernd so geblieben. Darum hat die constitutionelle Ordnung daselbst immer den Vorrang behalten; die politische Bildung der Nation war dahin gelangt, daß sie keine andre Einrichtung mehr ertragen konnte.

Auf jeden Fall indeß stand sie weit höher, als die belgische um die gleiche Zeit.

Die Vonkische Parthei wuchs daher nur wenig an. Sie hatte zu viel Vernunft, als daß sie viel Volksgunst hätte erhalten können. Zu ihr gehörten die ersten Namen Belgiens. Damals aber waren dort, wie in Frankreich, berühmte Namen ein schwacher Deich gegen den Strom des Volks und man kann im Allgemeinen sagen, daß die Staatsumwälzung, welche so viele neue Namen emporgebracht hat, das Grab fast aller alten geworden ist.

Unter den belgischen Magnaten zählte man Familien, von denen man versicherte, der geheime Grund ihrer Anhänglichkeit an die Umwälzung der Dinge sei eine ehrgeizige Absicht, durch die Staatsumwälzung vielleicht zum Oberhaupt ihrer Mitbürger emporgehoben zu werden, weil diese sich wohl dadurch geschmeichelt fühlen konnten, die hervorragendsten unter sich zu ihren Beherrschern zu wählen.

Mag es sich indeß mit diesem Argwohn verhalten, wie es wolle, ganz ohne allen Schein der Wahrheit ist er wohl schwerlich. Viele Per-

sonen fühlten ihn deshalb auch zu jener Zeit sehr lebhaft, und die Parthei der Stände säumte nicht, sehr laut davon wider ihre Gegner Gebrauch zu machen.

Der einleuchtendste Beweis des Uebergewichts der Stände war die Gewalt, die es ihnen möglich machte, den General Vandermesch an der Spitze des Heeres, dessen Oberanführer er war, festnehmen zu lassen, ungeachtet dieser Mann am meisten zur Vertreibung der Oesterreicher beigetragen hatte. Dem Prinzen August von Aremberg, Mitglied der constituirenden Versammlung, ging es nicht besser und sein Schwager, der Herzog von Ursel, hatte mehrere persönliche Verfolgungen auszustehen, denn er galt für das Haupt der Vonkischen Parthei.

Die Anhänglichkeit der Familie von Aremberg an die belgische Staatsumwälzung schrieb man ohne Weiteres der Begierde zu, sich durch Hülfe derselben zu höherer Macht emporheben zu wollen, und dies war glaublich, weil die genannte Familie in Belgien sehr viele Güter und ein so großes Ansehen besitzt, daß man sie unbedenklich für die vornehmste Familie daselbst halten

muß. Männer, welche in der Kenntniß der allgemeinen Angelegenheiten des Staates geübt waren und die große Unbequemlichkeit einer fremden Oberherrschaft fühlten, weil diese theils entfernt, theils in ihrer näheren Nachbarschaft in Verlegenheiten gesetzt war, hätten ja wohl eine Absicht obiger Art hegen können, da die Natur der Dinge und die Zeitumstände ihnen dabei zu Hülfe kommen, sie auch bei der Ausführung derselben um so weniger einen Nebenbuhler vermuthen konnten, da man zugeben muß, daß die Familie von Aremberg in Belgien keine zweite findet, welche ihr gleich wäre.

Dieser Zeitraum war ferner so wenig als irgend ein anderer, ein Zeitraum der Legitimität. Sah man doch eben damals den Erzbischof von Cambrai, einen Franzosen, einen Prinzen aus dem Hause Rohan, sich ohne weitere Umstände auf den Stuhl des Fürsten von Lüttich setzen, obgleich dieser sein Mitbruder als Bischof, und sein Vorgesetzter als souveräner Fürst, auf keinen Fall aber als solcher von ihm, einem Fremden, verurtheilt werden konnte. Die menschlichen Leidenschaften sind und bleiben in allen Jahrzehen-

den dieselben, und der Eigennutz führt die Menschen immer wieder in dieselben Geleise zurück.

Ein anderer Beweis davon, wie leicht manche Leute ihre Grundsätze dem Eigennutze aufopfern, und wie gern sie dasjenige, was ihnen nützt, vor allem andern für rechtmäßig erkennen, ist die sonderbare Erscheinung, daß die belgischen Stände sich an die constituirende Versammlung wandten, deren Rechtmäßigkeit zwar von allen Franzosen anerkannt war, übrigens aber von keiner einzigen Regierung, noch von irgend einem Volke. Es gab ein gar wunderliches Schauspiel, daß die belgischen Stände, von aristokratisch-mönchischen Ideen durchdrungen, die Verbindung mit einer Macht suchten, welche ihrer Natur nach darauf ausgehen mußte, jede Adels- und Priester-Aristokratie auszurotten. Es ist unbegreiflich, wie sie im Stande waren, die geringste Hoffnung auf diese Versammlung zu setzen. In ihr war ja alles dem glücklichen Erfolge eines solchen Schrittes entgegen. Der Geist der constituirenden Versammlung hatte wahrlich nichts mit dem Geiste gemein, welcher die belgische leitete. Sich mit ihr vereinigen, hieß also gewissermaßen

schon im Voraus seinen Grundsätzen entsagen, oder sich tausend Einwürfen aussetzen, welche aus dem Widerspruche der gegenseitigen Grundsätze und des Verfahrens hergenommen werden konnten. Dies ist aber immer eine höchst verdrießliche, jedoch unvermeidliche Sache.

Es war aber noch weit mehr dabei zu bedenken. Hätte Frankreich damals die brabantische Empörung unterstützt, so hätte es sich dadurch eines großen politischen Fehlers schuldig gemacht. Die constituirende Versammlung hätte sich ja dadurch an die Spitze der Empörungen gegen die Monarchen gesetzt; eine solche Stellung wäre aber ihrem damaligen Interesse im allerhöchsten Grade entgegen gewesen. Ihre Nachfolger durften diese bürgerlichen Bewegungen anfachen, mit den Waffen beschützen und Nutzen davon ziehen. Für die jetzige Versammlung war es das weiseste, neutral zu bleiben, um sich ganz mit dem Inneren, mit der Umwandlung Frankreichs, beschäftigen zu können. Das war die einzige für sie schickliche Rolle, und sie war verständig genug, dabei zu verbleiben. Die Vorschläge wurden von den belgischen Ständen zwei-

mal erneuert, aber beide Male, wenn gleich nicht geradezu zurückgewiesen, doch wenigstens abgelehnt. Belgien hatte nun keine Hülfe weiter, als von sich selbst zu erwarten.

Sollte man es aber glauben, daß die Verblendung des persönlichen Eigennutzes so weit habe gehen können, als hier der Fall war? — Eine belgische Parthei, die sich zu Gunsten von Einrichtungen empört hatte, welche die constituirende Versammlung mit einer systematischen Festigkeit zerbrach, wähnte, diese gleiche Versammlung sei nothwendiger, ja natürlicher Weise die Verbündete von Leuten, mit welchen sie doch so gar nicht übereinstimmen konnte? Die Thorheit hatte sich selbst der Priester bemächtigt, ungeachtet doch alles hätte beitragen sollen, diese wenigstens zur Besinnung zu bringen; aber es war damals nichts seltenes, in Belgien sogar — Mönche zu finden, welche sich durchaus überzeugt hielten, daß die Franzosen, die doch bei sich das Mönchsthum zerstörten, es in Belgien vertheidigen und sich in der Fremde zu Beschützern desselben machen würden. So unendlich groß ist

die Neigung der Menschen, sich bei ihren eigenen Angelegenheiten zu schmeicheln *).

Es verfloß eine ziemlich lange Zeit zwischen Josephs Tod und der ersten Handlung, welche sein Nachfolger in Betreff Belgiens unternahm. Wirklich war auch dieser Zeitraum nothwendig, um die gehörige Umsicht zu bekommen und einen Plan entwerfen zu können. Der neue Kaiser fand eine, ich möchte sagen, zertrümmerte Maschine, statt einer großen, mächtigen, kriegerischen Monarchie. Diese war von allen Seiten erschüttert und von unerwarteten Kriegsunglücksfällen ergriffen. Er mußte zu gleicher

---

*) Der Cardinal Frankenberg, Erzbischof von Mecheln, ein sehr verehrungswürdiger Prälat, hatte dem Strome nachgegeben und sich zu Josephs Feinden geschlagen. Der Hof von Wien strafte ihn dafür durch Zurücknahme sämmtlicher kaiserlicher Orden. Sein Secretär Duvivier hatte den Prälaten verleitet. Duvivier war voll Ränke und krummer Wege. In den letzten Jahren hat er einem Theile der belgischen Priester eine Richtung ertheilt, welche mehreren von den Theilnehmern äußerst schädlich geworden ist.

Zeit zwei Kriege an den beiden äußersten Seiten seines Reiches endigen.

Als Joseph in Uebereinstimmung mit Katharinen gegen die Türkei losbrach, war er so unbedachtsam gewesen, nicht an Preußen, Schweden und England zu denken. Diese drei Mächte mischten sich aber bald in den Streit. Gustav hatte das erstaunte und erschrockene Petersburg den Donner seiner Artillerie hören lassen, und Katharina war fast schon Willens gewesen, ihre Hauptstadt zu verlassen. Eine englische Flotte ging durch den Sund und die preußischen Regimenter vermehrten sich auf denselben Schlachtfeldern, wo Friedrichs Wink 30 Jahre hindurch so viele österreichische Krieger vernichtet hatte.

Der neue Kaiser mußte folglich eine Menge Gewitter zerstreuen, welche er — nicht zusammengezogen hatte. Er hatte eine reiche Erbschaft angetreten, die ihn in mehr als einer Hinsicht sehr in Verlegenheit setzte, und bedurfte mehr Klugheit als Gewalt, um sich den friedlichen Besitz derselben zu sichern.

Dies war aber auch gerade die Parthei, welche er ergriff.

Um die Angelegenheiten mit der Türkei in Ordnung zu bringen, wurde in Reichenbach ein Congreß versammelt. Ein zweiter vereinigte sich im Haag und hatte sein Absehen auf die Angelegenheiten Belgiens. So erschien nach gerade von allen Seiten her der Friede. —

Ueber Belgien zu siegen, war eben nicht schwer; denn es hatte nichts gethan, um sich die Früchte seiner Selbsteroberung zu erhalten. Kaum war es frei, so versank es in Kleinlichkeiten und in ein jämmerliches Hin- und Herschwatzen zwischen den Partheien, welche Thatsachen auf Thatsachen häuften, ohne daß diese doch zum Bestehen der allgemeinen Sache das Geringste nützen konnten. Sobald das Schwert gezogen und der Feind vor den Thoren ist, wird es lächerlich, die Feder kämpfen lassen zu wollen. Man muß männlich zu handeln wissen, oder das Staatsumwälzen bei Seite legen. —

Die Belgier verstanden weder das eine, noch das andre. Mit Heftigkeit verharrten sie bei ihrer Staatsumwälzung, aber — sie vertheidigten sich nicht; dachten wohl darauf,

sich gegenseitig Gründe, nicht aber, ihren Feinden Widerstand entgegenzusetzen.

Der Lohn eines solchen Benehmens läßt nie lange auf sich warten. Man hat schon im Voraus auf Achtung bei dem Gegner Verzicht gethan, sobald man ohne Ideen, ohne Plan und ohne Vertheidigungsmittel gegen ihn auftritt. Das Loos der Belgier wurde denn auch durch eine sogenannte Mediationsacte, die aber eigentlich eine Befehlsacte hätte heißen sollen, entschieden. Die Mächte, welche Oesterreich als Mittelspersonen angenommen hatte, setzten sie auf. Die Belgier wurden zu ihrer Abfassung ganz und gar nicht gerufen. Mitgetheilt ward sie ihnen blos durch Gewalt, der sie — nichts entgegenzusetzen hatten.

Da verschwand endlich das Gaukelbild ihrer Freiheit und es blieb ihnen blos ein leichter Ueberzug von Empörung, ein herber Bodensatz von Unzufriedenheit und — eine aufrührerische Stimmung; ihrem Oberherrn aber ein gerechter Grund zum Mißtrauen gegen ein Volk, das nur erst durch Gewalt hatte zu seiner Pflicht zurückgeführt werden können, nachdem es sie zuvor mit Vor-

faß verlassen hatte. Dies ist eins der bösesten Verhältnisse, in welches Fürst und Völker gegen einander zu kommen im Stande sind. Mag man von der einen Seite immer das Vergeben und Vergessen versprechen und von der andern Liebe und Gehorsam angeloben; die Narben bleiben und sind stets bereit, wieder aufzubrechen.

So standen die Sachen, als — nicht etwa ein ganzes Heer, nein, als eine Abtheilung österreichischer Truppen sich an den Grenzen Belgiens zeigte. Sie wurden eben so schnell aufgenommen, als man sie hätte vernichten können. Dieser unbedeutende Feldzug war eigentlich nur ein militärischer Spaziergang unter den Befehlen eines alten österreichischen Generals, des Marschalls von Bender.

Bender war ein Greis, der Entkräftung und der Geistesschwäche, welche damit verbunden zu seyn pflegt, nahe. Die Länge seiner Dienstzeit gab ihm mehr Werth als der Glanz seiner Thaten. Der Partheigeist, der sich ja in alles mischt, ergriff diese Gelegenheit, um den General Bender zu einem Alexander zu erheben und als ein Muster für jeden dar-

zustellen, der empörende Völker zu bekämpfen habe.

Zwei Jahre lang beschäftigte sich durch einen sonderbaren Mißgriff der Ruf damit, den Namen Bender zu wiederholen und eine Menge von Eigenthümlichkeiten dieses Mannes zu erzählen. Jetzt würde man sich schämen, ihrer nur zu gedenken. — Sobald man sich indeß diesem alten Krieger nur näherte, so verschwand jenes Zauberbild augenblicklich und nur die Idee eines Greises blieb zurück, der durch Zeit und Emsigkeit allmählig alle Stufen erstiegen hatte und aus dem niedrigsten Range des Kriegsdienstes ohne allen Glanz bis zu dem ersten gelangt war. Kurz, der Marschall Bender verdankte seinen Ruhm den Ausgewanderten, welche in ihm ihren lange erwarteten Rächer sahen.

Mit dem österreichischen Heere kam der Hof von Brüssel zurück; mit diesem die vormalige Regierung des Landes. Ihr folgten natürlich die Ränke und Zänkereien, welche stets den Bodensatz derselben ausmachten. Die Außenseiten waren verändert; die Herzen aber blieben dieselben. Der alte Sauerteig, nur noch gesäuerter

durch die Zeitumstände, gährte fort und bereitete der Regierung neue Verlegenheiten, dem Lande aber neue Unglücksfälle.

Jetzt wollen wir sehen, was für Menschen dasselbe regierten!

Der Kaiser Leopold gelangte zum Kaiserthron im ehrenvollsten Rufe der Philosophie; und das Glück, welches er in Toscana geschaffen hatte, ließ viel Gutes von ihm wahrsagen. Europa hatte längst schon von dem Lobe des Florentinischen Großherzogs wiedergehallt. Als der Kaiserthron ihn nach Wien rief, durfte man sich wohl ermächtigt glauben, dem österreichischen Staate eine lange Reihe glücklicher Tage zu versprechen. Leopold war nicht minder Philosoph als Joseph, aber er war es besser als dieser. An ihm bemerkte man den Mangel an Einklang nicht, den die Philosophie und der Despotismus natürlich haben müssen, so oft sie sich in demselben Menschen vereinigt finden, weil ein solcher das Gesetzbuch auf den Säbel stützt.

Joseph befahl das Gute und zwang die Menschen, es zu nehmen. Leopold war weniger heftig und ungeduldig; er ließ ihnen also Zeit,

es zu wollen. Joseph erwies seine Wohlthaten allen mit Gewalt. Leopold ertheilte sie nur den Aufgeklärten und Erkenntlichen. Joseph hatte sich in Friedrichs und der preußischen Kasernen Nähe an die Soldatenthorheit gewöhnt; Leopold konnte davon nicht angesteckt seyn, denn in seinem Lande erblickte man kaum jemals einen solchen Söldner. Joseph hatte oft Europa in Verwirrung gesetzt und den Krieg entzündet. Leopold wäre gern eine beständige Mittelsperson und ein Bürge des dauernden Friedens gewesen, denn er hielt nach Möglichkeit stets die Thüren des Janustempels verschlossen. Er besaß weit mehr Mäßigung als Joseph, denn dieser fehlte gerade deshalb am meisten, weil es ihm an Mäßigung gebrach. Das Uebergewicht der Weisheit ersetzte daher bei Leopold das Uebergewicht des Glanzes, welches allerdings auf Josephs Seite war.

Man kann nicht entscheiden, bis zu welchem Puncte Joseph bei längerem Leben den Ruf eines *nicht in sich klaren* Mannes erhalten haben würde; und so kann man auch die Stelle nicht angeben, zu welcher Leopold unter den Weisen gelangt seyn würde. Ein Fürst mit einem

solchen Charakter war ganz besonders fähig, die Uebel wieder gut machen, welche Josephs verwirrende Heftigkeit veranlaßt hatte. Narben von Wunden können nur durch Balsam geheilt werden.

Eine andere für uns merkwürdige Person ist die Erzherzogin Maria Christina. Man möchte sagen, der Cardinal Retz habe sie im Sinne gehabt, als er das Gemälde der Regentin Anna von Oesterreich entwarf. Beide Prinzessinnen waren aus dem gleichen Blute entsprossen, und beide zeigten in vielen Hinsichten eine auffallende Aehnlichkeit. Maria Christina besaß, gerade wie ihre Tante, den ganzen Stolz des österreichischen Hauses, herrschte gern, ward ungeduldig beim Widerspruch, war vorurtheilsvoll und launisch. Das Betragen dieser Prinzessin reichte allein schon hin, um die Unruhe ihres Geistes zu verrathen. Die Natur macht bekanntlich nichts Vollkommenes; sie hatte also die großen und edeln Eigenschaften, womit Maria geschmückt war, mit einigen andern versetzt, welche den Werth jener etwas verringerten und ihren Glanz milderten.

Man versichert, es sei mit der Laune wie mit den Nervenübeln: Laune ertheile den Schein von fast allen Fehlern, so wie Nervenschwäche den Schein aller Krankheiten gibt. Dies war der Fall mit Maria Christina. Die Ungleichheit ihrer Laune schadete dem Vortrefflichen sehr, welches die Natur ihr eingepflanzt hatte. Sie besaß einen durchdringenden Geist, ein edles Herz, wahre Frömmigkeit, eine musterhafte Anhänglichkeit an ihren Gemahl, den Herzog von Sachsen-Teschen; einen Mann, den seine Tugenden werth machten, mit ihr verbunden zu seyn. Neben diesem allen war sie sehr freigebig, und dadurch ward sie dem belgischen Volke besonders lieb.

Es folgt der Graf von Mercy-Argenteau, Botschafter des Wiener Hofes in Paris. In Folge des Mediationstractats, den er mit unterzeichnet hatte, wohnte er in Brüssel. Er war der Nestor der österreichischen Diplomatik, aber sein Geist fühlte auch das Gewicht seines hohen Alters. Zu einer ruhigen Zeit, wo die gewöhnlichen Redensarten der Regierungen für die Geschäfte zureichen, hätte Graf Mercy seine Stelle

ausgefüllt; aber zu einer Zeit voll schneller und unerwarteter Neuerungen konnte er die Last nicht tragen, welche man ihm aufgebürdet hatte. Maria Theresia hatte ihn der Königin von Frankreich, ihrer Tochter, als Schildwache beigegeben. Auch nach Brüssel ward er als solche in Betreff Frankreichs versetzt. Mit andern Mächten negociirte er.

Graf Mercy unterhielt nach Möglichkeit die friedlichen Gesinnungen seines Cabinets gegen Frankreich und beförderte die Absichten des Königs und der Königin von Frankreich, welche im Gegensatz gegen die Ausgewanderten alles thaten, um den Krieg zu entfernen. — Der Graf war reich und sorgte ängstlich für sein Vermögen, eine Eigenschaft, die bei einem Staatsmann nicht taugt. Es scheint sonderbar, aber es ist wahr, eben diese Aengstlichkeit in Betreff seines Vermögens, für dessen Verlust er bebte, erbitterte ihn gegen die Revolution und entschied ihn zu kräftigen Maßregeln wider dieselbe. Die Abenddämmerung seines Lebens kündigte auf keinen Fall an, daß sie noch einmal recht hell erglänzen werde. Uebrigens war er ein äußerst fei-

ner Mann, besaß die seltensten Edelsteine, bewohnte ein mit Ambra durchräuchertes Cabinet, schrieb nur auf Papier, das bis zum Betäuben nach Moschus roch, und hatte eine Opernschauspielerin, mit Namen Rosalie, geheirathet, von der er zwei Kinder besaß.

Nächst ihm stand Graf Metternich, bevollmächtigter Minister bei den Niederlanden, Vater des Fürsten Metternich, jetzigen ersten Ministers in Wien. Er füllte seinen Posten mit vieler Würde aus. Beim Repräsentiren kam seine Gemahlin ihm zu Hülfe, denn sie hatte das Benehmen und den Ton, welche ein Haus veredeln, im vorzüglich hohen Grade inne.

Auch der Anwald Vonk erschien wieder; und man argwöhnte, er sei ein Werkzeug Oesterreichs, wodurch dasselbe die Belgier zu theilen suche. Man hielt dies sogar für einen Meisterstreich der österreichischen Politik, ob es gleich wahrscheinlich nur die natürliche Wirkung der Ueberlegung des Vonk und eine bloße Wiederholung der Grundsätze war, welche damals in Frankreich herrschten. Dem sei indeß, wie ihm wolle, es galt für ausgemacht, daß der Hof von Brüssel Nutzen aus

diesen Uneinigkeiten ziehe, und daß er sich der Vonkisten bediene, um die Stände im Zaum zu halten, oder gar zu schwächen. Man sprach selbst von einer höchst feinen Staatsklugheit, nach welcher die österreichischen Minister die Rollen unter sich vertheilt hätten, so daß, um beide Partheien zu beherrschen, der eine an der Spitze der Vonkisten und der andere an der Spitze der Stände stehe, und daß sie bedächtlich den Anschein von Gegenkampf wider einander unterhielten.

So viel ist gewiß, die allgemeine Meinung nannte den Grafen Mercy als Obervorsteher der Vonkisten, und den Grafen Metternich als Anführer der Stände. Auch sprachen die Ausgewanderten von dem Grafen Mercy als von einem Monarchisten, dagegen von dem Grafen Metternich als von einem offenen Royalisten. Das waren nun so Ausdrücke jener Zeit! —

Ehe ich dies Gemälde Belgiens, so wie der geistigen Stimmung seiner damaligen Einwohner und Oesterreichs gegen einander beendige, muß ich ausdrücklich bemerken, daß die Belgier zwar die Herrschaft Oesterreichs, die Entfernung des

Monarchen, die ewigen Veränderungen seiner Diener, welche sämmtlich den Sitten, dem Vortheile und der Sprache des Landes fremd waren, ungern ertrugen; daß aber auch Oesterreich seiner Seits die Unbequemlichkeiten einer so weit gelegenen, so aufgeregten, stets den Angriffen der Nachbarn ausgesetzten Besitzung lebhaft fühlte. Wie theuer wurde sie ihm nicht gar im Kriege. —

Belgien war für Oesterreich eine Colonie auf dem festen Lande; aber Besitzungen dieser Art sind bei weitem kostspieliger und doch viel leichter zu verlieren, als Colonieen, die nur vom Meere umschlossen sind. Dieses gegenseitige Gefühl drohte täglich eine nahe Scheidung Beider, und wirklich mußte dieselbe bald eintreten.

Dem Kaiser Leopold, der in den ersten Monaten des Jahres 1792 starb, folgte sein Sohn Franz II. Er fand sein Reich in alles dasjenige verwickelt, was die Jakobiner der gesetzgebenden Versammlung an Hinterlisten, Fallstricken und böslichen Vorwänden hatten ersinnen können, um den Krieg herbeizuführen, den sie mehrere Jahre lang einen Hauptbeweis ihrer Schlauheit nann=

ten, weil sie den König gezwungen hätten, ihn zu erklären, um ihn durch Hülfe desselben stürzen zu können.

Brissot, (der aber jetzt vergessen ist,) und dessen Anhänger haben es wörtlich gesagt. Tausend andere haben sich ihren Theil an der Ehre, diese Scene des Betrugs und der Gewaltthätigkeit gespielt zu haben, ausdrücklich angemaßt.

Die ersten Begebenheiten dieses Krieges sind bekannt genug. Er währte den ganzen Sommer des Jahres 1792 hindurch bis zum Feldzuge in der Champagne. Das Merkwürdigste dabei war die Verbrennung der Vorstädte von Courtrai. Man versicherte damals, der französische General Jarri habe sie auf Anstiften der Erzherzogin Christina anzünden lassen. Ihm blieb indeß der Beiname: Verbrenner von Courtrai. Es galt allgemein für gewiß, die Erzherzogin habe bei diesem Greuel die Absicht gehabt, den Belgiern ihre Vorliebe für die Franzosen zu verbittern und ihnen einen Vorschmack von den Behandlungen zu geben, welche sie von denselben zu erwarten hätten.

Es leidet keinen Zweifel, der Einfall der

Franzosen in Belgien wurde ihnen sehr leicht, denn das Land war nichts weniger als hinreichend besetzt, aber dieser ganze Krieg lag nicht in den Planen ihrer Obergenerale. Sie haßten diejenigen, welche den Krieg erklärt hatten, und beschäftigten sich vielmehr mit den Kämpfen der Jacobiner gegen den König innerhalb Paris, als mit denen, welche sie gegen die Oesterreicher zu führen schienen.

Der Rückzug der Preußen aus der Champagne gab den Franzosen Gelegenheit, sich auf das schwache Heer zu werfen, welches die Niederlande besetzt hielt. Dúmouriez erdrückte es bei Jemappes, eroberte Belgien und blieb dann, gleichsam um sich auszuruhen, den ganzen Winter über an den Ufern der Roer, statt daß er die Rheinufer hätte besetzen und dadurch jede Rückkehr der Oesterreicher für immer verhindern sollen. Dieser Fehler hat zwei neue Kriegsjahre erzeugt. Dumouriez gibt für denselben Gründe an in seinen Denkschriften. Damals konnten dieselben von Wichtigkeit seyn, jetzt ist diese Zeit vorüber, wir übergehen sie daher.

Belgien hatte Frankreichs Schutz unter der

constituirenden Versammlung gesucht; denn — damals war der Zeitpunct der politischen Albernheiten. So lange die Staatsumwälzung in den höheren Gegenden der abgezogenen Begriffe und der Grundgesetze der öffentlichen Ordnung schwebte, so lange hätte man in Belgien, wie man es auch noch lange nachher in dem übrigen Europa gethan hat, sie nur von dieser, d. h. von ihrer besten Seite ansehen mögen. Es war doch möglich, sich zu schmeicheln, man werde einigen zu strengen Grundbegriffen glücklich entgehen, kurz es konnte die Hoffnung Statt finden, man werde das Gute dieser Umwandlung erhalten, ohne das Böse derselben mitnehmen zu müssen. —

Dumouriez's Eroberung und Besetzung Belgiens hatte durchaus nichts Schreckliches. Man kennt nur höchst wenige Uebertretungen der Kriegszucht. Sehr gescheidte Brüsseler Kaufleute versichern, daß der Aufenthalt der Franzosen in Belgien mehr als 28 Millionen baares Geld ins Land gebracht habe. Dies wäre dann mehr, als Belgien verloren hatte.

Leider nahm jedoch um diese Zeit die Staatsumwälzung in Frankreich einen gräßlichen Cha-

rakter an. Die höchst abscheulichen Grundsätze, die Henkerbühnen, welche allenthalben aufgebaut wurden; das Blut der Unterthanen, das in tausend Strömen floß und sich mit dem des Monarchen vereinigte; die umgestürzten Altäre, deren Diener man erwürgt oder des Landes verwiesen hatte: dieses empörende Schreckbild hatte die Belgier über ihre wahre Lage aufgeklärt und sie mit Grausen erfüllt. Diejenigen, welche den Schutz Frankreichs mit dem vollsten Vertrauen gesucht hatten, erkannten jetzt ihre Täuschung klar; die Stände, die Priester, der Adel, alle waren überzeugt, daß auch ihr Reich mit der Herrschaft Oesterreichs zugleich enden werde. Da sie aber nur bei diesem Schutz finden konnten, so warfen sie sich ihm in die Arme.

Graf Mercy hatte sich mit dem Prinzen August von Aremberg, in welchen er ein unumschränktes Zutrauen setzte, nach Wesel am Rhein begeben. Der Prinz August war kein ganz gemeiner Kopf, nur hatte er vielleicht eine allzu hohe Meinung von seiner geistigen Kraft. Ihm fehlte die Ausdehnung der Kenntnisse. Am meisten leuchtete seine nicht genug entwickelte Fähig-

keit ein, denn sie äußerte sich oft durch Sentenzen über das Verdienst anderer. Er liebte den geheimen Einfluß, die krummen Wege, das versteckte Spiel. Als vornehmer Herr, der zugleich Welt- und Geschäftsmann seyn wollte, sich viele Zerstreuungen erlaubte und dessen Gesundheit durch eine schwere Wunde geschwächt war, hatte er die ernsten Studien weder folgerecht, noch mit der ganzen Kraft durchführen können, und doch ist dies durchaus nöthig, um zu den Geschäften im höhern Sinne des Wortes fähig zu machen.

Die Großen wähnen nur zu oft, sie könnten durch den Vorzug ihrer Lage dasjenige ersetzen, was den Geringern die Arbeit ertheilt. Sobald aber Hand ans Werk gelegt werden soll, bemerken und zeigen diese ihr Uebergewicht.

Der Prinz August ist einer von den ehrgeizigen Mittelmäßigen, auf welche man so oft in Geschäften stößt. Sie bringen das Unbequeme ihrer Anmaßungen mit, wollen alles beherrschen, glauben sich nur für die oberste Leitung geboren, möchten allein die Früchte der Anstrengungen einernten, mit ihren Dornen aber nichts zu schaffen haben, und können sich doch nicht entschließen,

dem Vergnügen einige Stunden zu entziehen, um sie auf die Arbeit zu verwenden, weil sie die unausweichbare Nothwendigkeit derselben nicht begreifen.

Man muß wählen, zwischen dem Cabinet und der Welt. Alle schnell fertige Geschäftsmänner, welche beide Bühnen zugleich betreten wollen und versichern, sie könnten den Staat von ihrem Gesellschaftssaal aus regieren, sie könnten dem Schiffe desselben durch den bloßen Hauch ihres Mundes eine glückliche Fahrt verschaffen und seien fähig, durch einige witzige Einfälle dessen Segel zu spannen, sind ewig nur Gesellschafts-Minister, sind Staatsmänner, die ihrem Sturze zueilen. In übermäßig ruhigen Zeiten mag der Gesellschaftssaal allenfalls im Stande seyn, die früher gegebene Bewegung zu erhalten; in stürmischen Tagen aber, oder wenn gar ein Ungewitter losbricht, gebiert er furchtbare Abgründe. Ueber diese setze man ganz andere Blitzableiter!

Der Prinz August war ein trauriger Ableiter für das Gewitter, welches über Belgien heraufzog. Seine Redensarten vertheilten es eben

so wenig, als Kanonenschüsse die Wolken zerstreuen. Er selbst war unfähig, einen Plan zu ersinnen und niederzuschreiben; er konnte dem schnellen und an täglichen Resultaten fruchtbaren Laufe der Begebenheiten nicht folgen, welche auf der großen Scene, die er zu lenken behauptete, vorfielen, deshalb stützte er sich auf einen Franzosen, der mit vielem Geschick zu arbeiten verstand und dabei mancherlei, ja viel umfassende Kenntnisse besaß. Noch hatte er zwei Eigenschaften, welche zur Geschäftsführung von der höchsten Wichtigkeit sind: den Scharfsinn im Urtheile und das Durchdringende des Blicks, wodurch man eine Sache schon von fern und doch sehr bestimmt kommen sieht. Dieser Mann war ein Schatz, mit welchem der Prinz August sein Deficit, bei allem eingebildeten Reichthum, deckte.

Ich verweile mich so lange bei dem politischen Charakter dieses Prinzen, weil seine entschiedene Herrschaft über den Grafen Mercy ihm auf die Ereignisse jener Zeit den unbeschränktesten Einfluß gab. Ohne Zweifel hatte er den Hauptantheil an allem, was damals vorfiel. Das

Vertrauen auf seine Politik erlosch mit dem Grafen Mercy; denn seine Versuche, auf den Baron Thugut zu wirken, blieben minder glücklich.

Der Prinz August befand sich, zwiefach betrachtet, in einer gar sonderbaren Lage. In Brüssel hatte er Theil an der belgischen Staatsumwälzung genommen, und konnte deshalb in Wien nicht gern gesehen seyn. In Paris war er Theilnehmer an der französischen Staatsumwälzung gewesen; dies veranlaßte ihm selbst die Ungunst der Welt, in welcher er bis dahin mit vielem Glanz erschienen war. Aber es kam noch ein ganz eigenthümlicher Umstand hinzu, der seine Lage merklich schlimmer machte.

Prinz August war nämlich der Königin Marie Antoinette sehr zugethan, ja zwei Jahre hindurch ihr geheimer Rathgeber. Die Begierde, ihr nützlich zu werden, machte also, daß er sehr enge Verbindungen mit Mirabeau schloß, weil dessen Uebergewicht über die Versammlung, über das Volk, ja über ganz Frankreich ihm für die Königin von der höchsten Wichtigkeit schien. Aus diesem Grunde opferte er einen großen Theil seiner bisher genossenen Achtung auf, denn bei

einer fortgesetzten genauen Verbindung mit Mirabeau mußte er sie verlieren. Man denke hierbei stets an den Zeitpunct, von welchem wir reden, denn damals war man an jene blos politischen Verbindungen noch nicht gewöhnt, welche späterhin, (nach dem Beispiele Englands,) die Welt nachsichtiger gegen Leute von großem politischen Ruf machten.

Jetzt, da Mirabeau, der Mensch, lange im Grabe modert, kümmern wir uns wenig um sein häusliches Leben; nur der Dictator der constituirenden Versammlung ist geblieben! Damals lebten aber der eine und der andre noch, und Mirabeau's sittlicher Ruf war wohl fähig, die Vorliebe großentheils zu unterdrücken, welche seine Talente etwa erregt haben mochten. Der Prinz August hatte die Schranke der Sitte in einer sehr lobenswerthen Absicht durchbrochen. Da dies aber niemand wußte, so drückte ihn die allgemeine Mißbilligung einer solchen Verbindung mit ihrer ganzen Last. Als er es übernahm, Mirabeau's letzten Willen auszuführen, ward das Geschrei des Unwillens so übermäßig, daß es schien, als erhebe

sich das ganze alte Regierungswesen einmüthig, um eine Verletzung der Formen, welche durch die Zeit gleichsam geheiligt waren, zu bestrafen. Gab es doch Menschen genug, die so thöricht waren, die Staatsumwälzung erst von da an zu rechnen, wo man das alte Herkommen verließ und zu dergleichen Neuerungen überging.

Die Lage des Prinzen August wurde sehr verwickelt, weil man seine Verbindungen mit Mirabeau kennen lernte. Eine Hauptsache dabei war aber, wie ich schon gesagt habe, daß niemand den Zweck dieser sonderbaren Vereinigung ahnete. Zudem verschwanden die wichtigsten Schauspieler allmählig, und nur der Prinz blieb zurück. Sein Geheimniß gab ihm zwar Werth, veranlaßte ihm jedoch vielseitigen Tadel *).

---

*) Als Rivarol in Brüssel ankam, eilte der Prinz August, der ihn in Paris gekannt hatte, ihm mit offenen Armen entgegen und bot ihm augenblicklich sein Haus und seine Tafel an. Rivarol erwiederte ihm mit dem, nur diesem Manne eigenen Bittersatze: „Ich danke Ihnen dafür, denn ich muß in der Geschichte von Ihnen reden, Sie möchten aber gern Ihre Richter bestechen!"

Eine zweideutige Lage ist in Geschäften immer ein Unglück. Schon bei denen, welche Privatpersonen betreffen, schadet sie viel; aber bei den höheren, allgemeineren kann sie schrecklich werden. In diesen muß alles klar, rein und offen da liegen.

Die Stände erschraken über die Wendung, welche die Dinge in Frankreich, folglich auch in Belgien, nahmen, und wandten sich deshalb an den Grafen Mercy, um seine Fürsprache in Wien zu erhalten. Die Furcht ist immer freigebig. Wirklich boten sie jetzt alle die Hülfsleistungen, alle die Unterwerfung an, mit welcher sie bis dahin so geizig und so zurückhaltend gewesen waren. In Wien bedurften sie allerdings eines Fürsprechers; denn Oesterreich erschrak darüber, mit der französischen Staatsumwälzung in Berührung zu gelangen; auch war es des ewigen Widersprechens der Belgier satt und dachte ernstlich darauf, sich von dieser gefahrvollen und zänkischen Besitzung, deren Dornen es täglich stachen, zu trennen. Wirklich war der österreichische Besitz Belgiens für die Seemächte, z. B. Holland und England, von weit größerer Wichtig-

keit, als derselbe es für Oesterreich jemals werden konnte.

Den Zeitpunct, in welchem die kaiserliche Regierung ihr ehemaliges Belgien in Gedanken schon von seinen übrigen rein deutschen Besitzungen, deren Oberregierung in Wien Statt fand, getrennt hatte, muß man sorgfältig im Auge behalten. Die Neigung hierzu veranlaßte begreiflicher Weise eine Mißstimmung bei dem Theile der österreichischen Regierung, welcher in Brüssel wohnte, und aus den Höfen von Brüssel und Brabant bestand. Diese hätten Belgien gerade eben so gern behalten, als die streng österreichisch Gesinnten es gern los seyn wollten. Hieraus entstand Uneinigkeit im Cabinet, folglich auch in der Art, die ganze Frage aufzufassen, zu erörtern und zu entscheiden.

Die Erzherzogin Christina und der Herzog Albert hatten die Regierung Belgiens abgegeben. Prinz Karl hatte sie übernommen. Er betrat gerade damals zuerst die Laufbahn, welche er späterhin so ehrenvoll durchlaufen ist. Schon sein Name war den Belgiern theuer, denn sie schienen die ganze und innige Zuneigung, welche sie

für seinen Oheim, den Prinzen Karl von Lothringen, empfunden hatten, (der lange ihr heißgeliebter Gouverneur gewesen war,) auf ihn zu übertragen.

Um Oesterreich zu bestimmen, daß es seine Abneigung, Belgien wieder zu nehmen, breche, schickten die Stände zwei Abgeordnete nach Wien, welche ihre Unterwerfung und ihre Anerbietungen zu den Füßen des Thrones niederlegen sollten. Sie sprachen von nichts Geringerem, als von einem Geschenke, 40 Millionen betragend, und boten daneben 40,000 Mann an. Diese, den Belgiern bisher so ungewöhnliche Freigebigkeit machte das Wiener Cabinet nachgiebiger, als man geglaubt hatte, und vollendete das Werk des Grafen Mercy, der nicht versäumt hatte, alles zu Gunsten der Belgier zu stimmen.

Man gestand es den Abgeordneten, daß man schon geneigt gewesen sei, sich nicht abermals auf den lästigen Besitz Belgiens einzulassen; versicherte aber zugleich, daß, sobald ihre persönlichen Neigungen mit denen übereinkämen, welche der Kaiser fortdauernd für sein belgisches Volk

empfunden habe, so sollten schnell hinreichende Hülfstruppen erscheinen.

Der Plan des Grafen Mercy und der Belgier siegte also. Dieser Minister und der Prinz August von Aremberg waren allein die Ursache, daß Oesterreich Belgien wieder nahm. Aber gerade ihr Triumph war der streng-österreichischen Parthei in Wien sehr zuwider, da sie nun über die Kräfte des Staats zu entscheiden hatten, so befolgten sie das System der Sparsamkeit und Weile bei Anweisung der Mittel zur Ausführung. Die Menschen machen nur das gut, schnell und hinlänglich, was nach ihrem Geschmack und in ihrem Interesse ist. In beiden Hinsichten fand sich der erwähnte Theil des Cabinets aber gekränkt. Seit Jahren schon arbeitete er daran, Oesterreichs Aufmerksamkeit auf seine Ausdehnung nach der Türkei, und noch mehr nach Italien hin zu spannen, er wünschte z. B. den venetianischen Staat mit der österreichischen Lombardei zu verbinden, (wie späterhin wirklich geschehen ist,) und suchte dadurch eine weit köstlichere Abrundung hervorzubringen, weil auf

diesem Wege Oesterreichs zerstreute italienische Besitzungen sehr glücklich vereinigt wurden.

Hiermit fing der Kampf zwischen beiden Systemen an; er führte die Unglücksfälle herbei, welche ich zu beschreiben habe. Dies war die erste Ursache dazu, die andern werde ich baldigst entwickeln. Die versprochene Armee setzte sich am Ende des Monats Januar 1793 in Bewegung. Den 1. März kam sie auf dem belgischen Gebiete an, den 3. befreite sie Mastricht, den 18. siegte sie bei Neerwinden und vollendete am 25. die Wiedereinnahme Belgiens.

Die Entschließungen waren so spät gefaßt, die Entfernungen so weit und der Truppen in Allem so wenig, daß das Heer, welches bei Neerwinden kämpfte, kaum 40,000 Mann zählte.

Diese Schlacht entschied indeß über das Schicksal Belgiens. Ja, was noch mehr ist, es war nahe daran, daß sie über das Schicksal Frankreichs, Europa's, und ich darf wohl sagen, der ganzen Erde entschieden hätte. Da zeigte es sich, daß große Heere unnütz sind und daß kleine nicht selten Streitigkeiten entscheiden, welche die allerzahlreichsten oft unentschieden lassen.

Die Ebenen von Neerwinden hatten 100 Jahre zuvor die Heere Ludwigs XIV. mit denen der vier verbündeten Mächte (Quadruple-Allianz) in zahlreichen Haufen zusammenstoßen und ohne allen Nutzen die Furchen des Pflügers mit ihren Trümmern bedecken sehen; jetzt wogen die Heere Oesterreichs und der Convention, (jedes etwa 40,000 Mann stark,) in ihnen das Schicksal der Menschheit ab, und entschieden für die nächsten zwei Jahre über den Zustand der ganzen Gegend zwischen den Ufern des Meeres und des Rheins. Ich rechne selbst Holland mit hinzu, weil der Besitz desselben stets davon abgehangen hat und abhangen wird, ob Frankreich Belgien in seiner Gewalt hat oder nicht.

Die Schlacht bei Neerwinden, deren Wichtigkeit und Ruf freilich vor den unzähligen andern Kämpfen, welche seit jener Zeit geliefert sind, hat erbleichen müssen, (weil die späteren zum Theil Riesenkämpfe genannt werden können,) ging blos durch die Schuld des Generals Miranda für Frankreich verloren. Dieser General hegte nämlich eine tiefe Eifersucht gegen Dumouriez in seinem Busen, Dumouriez mochte ihm

mit den freundlichsten Anreden schmeicheln, mochte ihn den geliebten Sohn der Siegesgöttin nennen; der düstere und staatsschlaue Amerikaner ließ sich auch durch die liebevollsten Worte nicht locken, sondern verfolgte ohne Wanken seinen ehrgeizigen Gang, um den ihm Vorgesetzten, dessen Ruf und Gewalt ihn verdunkelten, zu stürzen. Er war unwillig, nur die zweite Rolle erhalten zu haben; es fiel ihm folglich nicht ein, dahin zu arbeiten, daß ein anderer im Besitz der ersten bleiben müsse.

Miranda hatte kriegerische Anlagen, besonders einen schnellen und sichern Blick; aber sein Charakter entsprach seinem Geiste nicht. In Betreff des Muthes war er wenig geachtet. Sein Feuer trübte seine reine An- und Einsicht. Die Eifersucht färbte sein Gesicht widerlich. Dem wesentlichen Interesse Frankreichs war und blieb er fremd und hielt sich, wie Fremde so oft, daran blos, als an einen Geld einbringenden Gegenstand. Sein System und sein Geist blieben in Europa, wie sie in Amerika gewesen waren. Dort aber hatte er als Krieger und in bürgerlichen Stellen eine ziemlich zweideutige Rolle ge-

spielt. Auch ist er dort untergegangen, ohne Ruhm für sich und ohne Nutzen für sein Vaterland. Auf dem Boden, welchen er während der letzten funfzehn Jahre betreten, hat er ebenfalls keine ehrenvolleren Spuren zurückgelassen.

Der rechte Flügel und der Mittelpunct des französischen Heeres (bei Neerwinden) hatten vollkommen gesiegt. Das schwere Gepäck der Oesterreicher wurde deshalb schon rückwärts nach Mastricht zu geschafft. Hier gerieth dadurch alles in Angst. Man erwartete mit Gewißheit, daß die Franzosen die Belagerung der Stadt wieder anfangen würden, die sie erst vor drei Wochen aufgegeben hatten. Ich selbst war dort und habe alles mit Muße beobachten können, ich darf also darüber sprechen. Aber — in dem entscheidendsten Augenblicke hielt Miranda die Bewegung des linken Flügels, dem er befahl, zurück. Hätte er dagegen die Vorschritte des übrigen Heeres unterstützt, so würden die Oesterreicher jenseits der Maas und des Rheins zurückgetrieben worden seyn, hätten folglich nicht wieder nach Belgien zurückkommen können. Die Franzosen waren schon Herren der Schlösser von Namur,

Venlo, Breda und Gertruydenburg; sie hätten also die Belagerung von Mastricht aufs neue angefangen, und dies würde sich nicht zum zweiten Mal vertheidigt haben. Sie konnten dann ohne Besorgniß, gestört zu werden, die Eroberung von Holland, wohin die antistatthalterische Parthei sie rief, unternehmen und ausführen.

Die Folgen der Schlacht von Neerwinden waren nicht zu berechnen. Sie veränderten durchaus den Standpunct der französischen Staatsumwälzung und Europa's gegen einander. Hätten die Franzosen vollkommen gesiegt, so hätten sie auch den ganzen Feldzug vollendet. Diesmal würden sie nicht, wie nach der Schlacht bei Jemappes oder nach der ersten Wegnahme Belgiens und des lütticher Landes, sich, Gott weiß warum, an den Ufern des kleinen Flusses Roer, der zwischen der Maas und dem Rhein fließt, unnütz verweilt haben. Die Roer kann weder vertheidigen, noch einen Stützpunct darbieten, selbst wenn man Jülich in seiner Gewalt hat; wie viel weniger aber, wenn man es nicht hat! Damals besaßen es indeß die Franzosen noch nicht, sondern es gehörte dem Churfürsten von der Pfalz,

als Herzog von Jülich und Berg. Für denjenigen, der Belgien und das lütticher Land inne hat, gibt es keine andere wahre Sicherheit, als die Ufer der Maas und des Rheins zu besetzen. Da findet er treffliche Stützpuncte; anderwärts nirgends! —

Es leidet keinen Zweifel, wenn Neerwinden Dumouriez's Haupt mit neuen Lorbeern gekrönt hätte, so würde dieser glückliche Erfolg auch seinen Ansichten eine reinere Klarheit ertheilt haben. Sicher hätte er dann seinen frühern ungeheuern Fehler, so lange an den Ufern der Roer verweilt zu haben, erkannt und wäre mit Blitzesschnelle an die Ufer des Rheins geeilt. Dann aber nahm die ganze Politik der damaligen Zeit sogleich eine durchaus andere Wendung. Die beiden belgischen Feldzüge von 1793 und 1794 hätten nicht Statt gefunden. Vielleicht wären sogar die Kriege in der Vendee, in Lyon und in Toulon nicht ausgebrochen. Die fremden Heere an den Grenzen, so wie die Hoffnung ihrer glücklichen Vorschritte, haben vielleicht selbst im Innern Frankreichs Unternehmungen erzeugt oder unterhalten, welche ohne diese Hebel schwerlich

existirt, oder sich doch wenigstens nicht mit derselben Heftigkeit entwickelt hätten.

Auch der europäische Bund, der überdies schon in persönlichen Hinsichten und in der Beurtheilung der französischen Staatsumwälzung merklich getheilt war, hätte in Betreff der letzten gewiß einen andern Gang genommen, als er jetzt, nachdem die Oesterreicher Belgien wieder im Besitz hatten, nehmen zu dürfen glaubte. Dieser große Erfolg gab ihm ein Vertrauen, welches er unter andern Umständen nie gefühlt haben würde. In der That ist es begreiflich, daß man die Dinge anders ansieht, wenn man sie vom rechten Rheinufer aus, oder an den Ufern der Sambre und Schelde stehend, betrachtet.

Hätte Oesterreich die Schlacht von Neerwinden verloren, es würde nicht weiter an Belgien gedacht haben. — Die deutsche Parthei, die sich, wie oben erwähnt ist, dem Wiedereintritte in dies Land entgegensetzte, hätte dann in Wien über den Grafen Mercy und über die brabantische Parthei, welche mit Eifer zur Wiedernahme Belgiens riethen, die Oberhand bekommen. Dann aber wäre jede Hoffnung auf Geld und

Menschen, welche die Stände versprochen hatten, zugleich mit vernichtet gewesen, die Last des Krieges folglich allein und ganz auf Oesterreich zurückgefallen; es ist demnach sehr wahrscheinlich, daß diese Betrachtung und manches andere, was ich schon angeführt habe, Oesterreich veranlaßt haben würde, schon 1793 zu thun, wozu es sich späterhin 1794 entschloß, nämlich — Belgien auf immer und unwiderruflich zu verlassen.

Wer aber vermag zu bestimmen, was ein solcher Entschluß, damals gefaßt und ausgeführt, für Folgen gehabt haben möchte? —

Aus demselben Grunde setze ich hinzu: Wer kann entscheiden, welchen Einfluß auf das Schicksal der ganzen Erde der Gewinn oder Verlust der Schlacht von Neerwinden hatte? — Es verhält sich damit fast, wie mit dem Gewinn oder Verlust der bekannten ungeheuern Schlachten, welche über das Schicksal ganzer Reiche geboten, z. B. bei Arbela, Pharsalus, Actium, Bouvines, Ivry, Pultawa, Denain, Marengo, Austerlitz, Jena, Leipzig und Waterloo.

Die Wichtigkeit dieser Resultate bezeichnet zugleich die tiefe Verdammlichkeit solcher unterge-

ordneten Anführer, welche die Ausführung ihrer Schuldigkeit von Rücksichten abhängen lassen, die mit ihrer Pflicht nichts zu schaffen haben. Sie setzen böslicher Weise ihren eigenthümlichen Nutzen an die Stelle des öffentlichen, ihnen anvertrauten, ungeachtet sie doch des letztern wegen besoldet werden. — Sie opfern ihr Vaterland blos der Begierde auf, denjenigen zu stürzen, der ihnen im Wege steht, den Oberbefehl zu führen. Solche Menschen sind im höchsten Grade schuldig, sind Hauptverbrecher gegen die Nationen, sind verabscheuungswerthe Uebertreter der Gesetze der Ehre und Redlichkeit, folglich im höchsten Grade verantwortlich für den Blutverlust und das Unglück, welche die Menschheit ihrer Ungerechtigkeit halber erleiden muß. Nein, nie kann die Gesellschaft tiefer beleidigt werden, als durch Personen der Art. Sie vergessen ihre heiligsten Pflichten, sind Sclaven ihrer eigennützigen Absichten und des Namens Vatermörder vollkommen würdig. Stets hören sie nur auf ihre unseligen Leidenschaften; schieben der Gesellschaft, welche sie mit ihrer Gewalt bewaffnet hat, sich selbst unter und bedienen sich der anvertrauten

Macht gegen die Gesellschaft, weil sie dieselbe nur zu ihrem besondern Nutzen verwenden.

So groß war Miranda's Verbrechen und so viel hat es Frankreich gekostet, daß er sich bei Neerwinden weigerte, die Bewegungen des siegreichen Theils der Armee zu unterstützen, ungeachtet er den Befehl dazu schon Nachmittags um zwei Uhr durch den Adjutanten Rainville erhielt. Dumouriez ließ ihm denselben durch diesen Officier von dem Puncte aus überbringen, wohin er siegreich vorgedrungen war. Miranda sah nach seiner Uhr und sagte, es sei schon spät! es gebe glückliche und unglückliche Tage, u. s. w. Kurz, er ging von Ausflüchten zu Ausflüchten über, ohne sich dabei mit seinen Truppen von der Stelle zu bewegen. Inzwischen hatten die Oesterreicher bemerkt, daß sie von dieser Seite frei blieben, warfen sich also mit desto größerer Gewalt auf den Theil der französischen Armee, welcher bis dahin im Vortheil gewesen war. Dieser fühlte bald, daß er keine Unterstützung erhalte, wich daher Anfangs, und floh endlich *).

*) Ich habe diese ganze Erzählung von Dumouriez selbst und von seinem Adjutanten Rainville. Der

Die Schlacht von Neerwinden hatte sehr große unmittelbare Folgen:

1) Den Verlust Belgiens für Frankreich und die österreichische Wiedereinnahme desselben.

2) Den Versuch Dumouriez's, gegen die National-Convention zu wirken.

3) Den Congreß von Antwerpen, der dreierlei zu Tage brachte:

a) das Bündniß Englands mit Oesterreich,

b) die wahren Absichten Beider bei diesem Bündnisse,

c) die große Verschiedenheit der Absichten beider genannten mit denen des preußischen Cabinets.

Die Oesterreicher verfolgten und benutzten ihren Sieg bei Neerwinden mit großer Emsigkeit. General Mack führte damals den Oberbefehl

---

letzte hat sie mir zu ganz verschiedenen Zeiten und an ganz verschiedenen Orten wörtlich wiederholt; auch hatte er damals durchaus keinen Grund, die Wahrheit zu verhehlen oder zu entstellen. Die genaue Uebereinstimmung seiner Erzählung unter ganz veränderten Verhältnissen verbürgt ihre Wahrhaftigkeit.

unter dem Namen des Prinzen von Coburg. Nach dem, was dem General Mack späterhin begegnet ist, geräth man in Verlegenheit, von ihm zu sprechen. Ich lasse indeß hier für den Augenblick sowohl Lob als Tadel zur Seite liegen, und begnüge mich, der Wahrheit gemäß zu versichern, daß er in jenen Tagen mit Kraft und Schnelligkeit verfuhr. Dadurch muß aber immer, besonders im Kriege, ein glücklicher Erfolg hervorgebracht werden. Er lieferte z. B. am 1. März ein Gefecht bei Aldenhofen, am 3. befreite er Mastricht und Lüttich, am 14. griff er die Franzosen in Tirlemont an, am 18. siegte er bei Neerwinden und am 25. stand er an den Grenzen von Frankreich. — Bei den Oesterreichern ist es etwas sehr seltenes, so eilig vorzuschreiten; selbst Franzosen würden in einem ähnlichen Falle sich nicht der Langsamkeit beschuldigen.

Dumouriez's Aufstand gegen die Convention hat mehrere Eigenthümlichkeiten, welche bis dahin noch nicht bemerkt sind. Er, der ihn unternahm, ward unglücklich, weil er sich sehr gröblich in Betreff des Geistes seiner Zeit verrechnet hatte.

Auffallender aber noch als dies ist es, daß ein so kluger Mann in diesen Fehler verfiel, ungeachtet alle vorhergegangenen Beispiele während der ganzen Staatsumwälzung und besonders das neueste des Generals Lafayette ihn hätten warnen sollen.

Es ist wirklich sonderbar, zu sehen, daß alle Befehlshaber im Kriege, vom Marschall von Broglio auf dem Marsfelde an bis zu Dumouriez hin, sich gleichmäßig in Betreff des Geistes ihrer Truppen geirrt und daß sie gewähnt haben, diese würden ihnen anders, als gegen den auswärtigen Feind gehorchen.

Man hatte gesehen, daß die dazu vorbereiteten Regimenter, den Uebergang des Königs in St. Menehould zu decken, sich mit dem Volke vereinigten. In Varennes konnte General Bouillé es nicht bewirken, daß dieselben Soldaten seiner Stimme Gehör gaben, die bei Nancy ihr doch so willig folgten. Dafür war er aber auch bei Nancy das Werkzeug und der Abgeordnete der bürgerlichen Gewalt, welche damals jeder andern voranstand, gewesen.

Selbst nach dem 10. August, d. h. in einem

Zeitpuncte, dessen Greuel nicht zu entschuldigen sind, folglich unter sehr günstigen Umständen für einen Obergeneral, der dem Könige treu und ein Feind solcher Unordnungen und Abscheulichkeiten war, als der 10. August und die Saturnalien der rothen Mütze sind; selbst damals, sage ich, hatte Lafayette in seinem eignen Heere doch nicht die Oberhand erhalten können, ungeachtet dasselbe schon lange zuvor von ihm gestimmt worden war. Es ergab sich vielmehr an drei Commissäre derselben Versammlung, die so eben den 10. August ausgeführt hatte und jetzt den 2. September vorbereitete. —

Dumouriez beachtete alle diese Lehren nicht, sondern schmeichelte sich, der Sieger in der Champagne und bei Jemappes werde das Uebergewicht über die Soldaten zu behaupten wissen, welches die erwähnten Männer verloren hatten. Freilich muß man gestehen, daß seine Vorgänger nicht durch ähnliche Thaten, wie er, sich so viel Recht erworben hatten, ihren Truppen etwas zumuthen zu dürfen. Dumouriez's Name war damals der gefeiertste in ganz Europa. An ihn knüpfte sich das Andenken an die wichtigsten Thaten, welche

bis dahin ausgeführt waren. Mit dem Ueberwinder des Herzogs von Braunschweig, mit dem Sieger bei Jemappes und mit dem Eroberer Belgiens konnte niemand in die Wage treten.

Aber eben diese seine Größe hatte düsteren Unwillen gegen ihn in der Nationalversammlung erregt. Volksregierungen leben nur durch den undankbaren Argwohn, und Dumouriez mußte der blutigen Regierung, welche er geltend gemacht hatte, einen großen Tribut dieser Art bezahlen. Schon bei seiner Rückkunft aus dem Feldzuge in der Champagne war er nahe daran, festgesetzt zu werden. Marat verfolgte ihn, die Clubs kränkten den ausgezeichneten Mann durch unaufhörliche Angebereien, man beobachtete ihn fortdauernd aufs genaueste und die Abgeordneten des Ausschusses, welche ihm nach Belgien gefolgt waren, hielten ihn gleichsam am Zügel. Er suchte daher in Belgien fast mehr noch einen Zufluchtsort als einen Sieg, denn er konnte gewiß seyn, bei Jemappes weniger, oder doch minder gegen ihn wüthende Feinde zu finden, als er in Paris hatte.

Unter diesen Umständen begriff er leicht, daß

er in der Volksversammlung, und zwar eben durch dieselbe, verloren sei; deshalb versuchte er es, lieber sie zu stürzen. Wäre er auch Sieger gewesen, sie hätte ihm seinen Sieg schwerlich vergeben; jetzt, da er besiegt war, konnte sie nur darauf ausgehen, ihn zu stürzen. Ferner hätte er sich, selbst als Sieger, immer nur noch kurze Zeit (gegen sie) halten können; als Ueberwundener mußte er schnell ihr unterliegen. Sein Versuch war also nicht blos eine politische Handlung auf den Nutzen Frankreichs allein beabsichtigt, sondern zugleich ein Unternehmen zu seiner persönlichen Sicherheit, auf sein eignes Wohl berechnet. Von zwei Aussichten mußte er eine für sich wählen, entweder die Nationalversammlung zu stürzen, oder durch sie umzukommen. Eine dritte blieb ihm nicht übrig.

Die Nationalversammlung zu stürzen, durfte er sich bei dem Geiste, der unter den Soldaten herrschte, nicht schmeicheln. Hätte er auch die Oesterreicher überwunden, seine Truppen würden ihm doch nicht lange gegen die bürgerliche Gewalt, die in Paris ihren Sitz hatte, gefolgt seyn.

Da er aber geschlagen war, hatte er alles Ansehen bei ihnen verloren. Dumouriez scheiterte an demselben Umstande, woran seine Vorgänger und auch die Ausgewanderten gescheitert waren; er urtheilte nämlich nach seinen Officieren von seinem Heere und wähnte fälschlich, die Empfindungen einiger obern Officiere seien auch die Gefühle aller ihrer Untergebenen. Das hatten aber Lafayette und die Auswanderer ebenfalls gewähnt. Weil er sich nun gerade, wie sie, in dem gleichen Puncte irrte, so mußte er auch, wie sie, unstät und flüchtig werden.

Das Unrichtige in seiner Berechnung fiel ihm sogleich ins Auge, als er, von fremden Truppen begleitet, in sein Hauptquartier zurückkam. Ein lautes Murren, ausgestoßene Schimpfworte, ja selbst auf ihn gerichtete Flintenkugeln versicherten ihn, daß der französische Krieger in keine Vereinigung mit dem Feinde eingehen werde, sondern daß nur der Nutzen und das Glück des Vaterlandes etwas über ihn vermöchten, wie gut oder schlecht diejenigen auch seyn möchten, welche für

den Augenblick die Gewalt des Volkes in Händen hätten.

Dumouriez sah sich bald darauf genöthigt, mit einer kleinen Anzahl von Officieren und Soldaten, (die noch dazu meistens Deutsche waren,) zu fliehen. Eben durch sie ließ er zuvor die Abgeordneten der Nationalversammlung verhaften; aber ich glaube, es wäre ihm schwer geworden, einen vernünftigen Grund für diese Handlung anzugeben. Welchen Einfluß hatte es denn sowohl auf die allgemeinen Angelegenheiten, als auf seine eigenthümliche Lage, ob vier Menschen mehr oder weniger in oder außerhalb Frankreich seien? — Dies brachte durchaus keinen Erfolg hervor, weder für ihn, noch für die andern. Deshalb waren die Oesterreicher auch gar bald verlegen in Betreff dieser Leute. Man hatte sie mit großem Geräusch festgenommen, und doch schienen sie nicht einmal tauglich, als Geißeln zu dienen. Kurz, sie waren denen, die sie bewachen mußten, zur Last, und denen, welche man durch ihre Gefangennehmung hatte kränken wollen, völlig gleichgültig.

Oesterreich war nun wieder zum Besitze Bel-

giens gelangt. Indeß dies war nur der kleinere Theil der zu bestehenden Schwierigkeiten. Es mußte sich jetzt im Besitz erhalten und einen allgemeinen Plan zu dem Kriege entwerfen, welchen die Nationalversammlung so eben dem ganzen Europa erklärt hatte.

Bis dahin hatte man den Geist dieser Versammlung ganz unrichtig beurtheilt. Man traute ihr nämlich die Absicht zu, sie werde die in der gewöhnlichen und gemeinen Politik gebräuchliche Zurückhaltung beobachten; aber diese furchtbare Gewalthaberin rechnete anders. Sie suchte vielmehr aus dem möglichst allgemeinen Brande, welchen sie anzündete, ihren Hauptvortheil zu ziehen. Man hatte indeß Zeit genug gehabt, sich zu enttäuschen, denn man hatte es erlebt, daß sie in einem Zeitraume von nicht mehr als fünf Tagen den Engländern, Holländern und Spaniern den Krieg erklärte; ja diese neuen Angriffe wurden sogar noch den schon bestehenden offenen Kriegen gegen Oesterreich, Preußen, Piemont und einige deutsche Fürsten hinzugefügt. Wahrlich, so fertige Kriegserklärer mußten sich wohl gleichgültig gegen die Gefühle zeigen, welche die

Furcht vor vielen Feinden hervorzubringen pflegt. Weit entfernt, sie, wie andre Menschen, möglichst zu verringern, suchten sie sogar noch mehr derselben.

Da Dumouriez's Unternehmen mißglückt war, sahen die Verbündeten sich gezwungen, demjenigen durch die Gewalt der Waffen nachzustreben, was sie durch den Aufstand des französischen Generals gegen seine Vorgesetzten nicht hatten erlangen können. Sie hielten daher am 2. April 1793 in Antwerpen eine Versammlung der vorzüglichsten Generale und Minister aller vereinigten Mächte. Es befanden sich dabei der Prinz von Oranien, der Erzherzog Karl, der Graf Mercy, der Graf Metternich, der Prinz von Coburg, der Lord Elgin und der Graf Döhnhoff, ein Preuße.

In Antwerpen wurden die Grundlagen zu der Handlungsweise gelegt, welche man befolgen wollte. Da wurden denn auch die geheimen Verbindungen und die Absichten dabei zwischen den Höfen von London und Wien ausgesprochen. Es wurde aber auch, für Jeden wenigstens, der so etwas zu beurtheilen vermag, deutlich genug

erklärt, daß die Verbindung sich in demselben Augenblicke auflösen müsse, in welchem sie sich fest zu verbinden scheine.

Hier sind die Gründe für diese Behauptung: Die Verbündeten hatten durchaus nicht einen und denselben Zweck. Einige, z. B. Oesterreich und England, führten blos einen eigennützigen, gleichsam persönlichen Krieg. Die Ursache davon lag am Tage, und es bedurfte einer sehr dichten Binde, einer so dichten, als die Auswanderer sie fortdauernd vor ihren Augen getragen haben, um jene Ursache nicht vom ersten Augenblicke an zu bemerken.

Oesterreich und England hatten gar nicht die Absicht, die Verbündeten dessen, was die Auswanderer Frankreich nannten, werden zu wollen, sie waren blos eifersüchtig auf Frankreichs Stärke. — Nur unter diesem Gesichtspuncte faßten beide Mächte Frankreich ins Auge und sahen sich blos nach Veranlassungen um, es berauben zu können. Man mußte sehr treuherzig seyn, zu wähnen, daß Kaunitz und Pitt sich mit gefühlvollen oder moralischen Redensarten in Betreff der Vorfälle in Frankreich abspeisen ließen. Das war für diese durch Politik verhär-

teten Herzen keine paßliche Nahrung. Sie überließen dergleichen den Rednern aller Länder und faßten dagegen ihren wesentlichen Vortheil scharf ins Auge; der eine nämlich begehrte fette Provinzen und der andere reiche Colonieen.

Oesterreich und England entblödeten sich sogar nicht, schon auf dem Congresse von Antwerpen die Worte fallen zu lassen:

> man verlange Schadloshaltung für das Vergangene und Sicherheit für die Zukunft,

das heißt auf gut deutsch gesagt:

> Oesterreich wird sich alles nehmen, was es auf der französischen Grenze erobern kann, und England so viele Colonieen als möglich.

Dies war unstreitig der Sinn, in welchem beide Mächte sich mit einander verbanden. Beide Cabinette waren gleich starke Materialisten in der Politik.

Seit der Kaiser Joseph die Festungen Belgiens entblößt und sich dadurch dem Grenztractat

und der Nothwendigkeit, dort Besatzungen und Heere zu unterhalten, um sie zu vertheidigen oder wiederzunehmen, entzogen hatte, seitdem hatte Belgien eigentlich keine sichern Grenzen mehr. Die österreichischen und brabantischen Politiker beschlossen daher, bei dieser Gelegenheit die Festungen und das Gebiet wegzunehmen, welche zusammen unter der Benennung: Vaubans Linie, bekannt sind. Hierdurch erhielten sie freilich wieder ganz fertige und sichere Grenzen. Dies war von jeher das System der Brabanter; nach der Schlacht von Waterloo ist es blos wiederaufgelebt. Damals sprach der Prinz August gerade, wie man in der neuesten Zeit gesprochen hat, man müsse Vaubans Linie nehmen, und sich Ludwigs XIV. Eroberungen wieder aneignen.

Oesterreich übte in jenem Zeitraume einen fast beherrschenden Einfluß auf den ganzen Theil von Deutschland aus, welcher zur katholischen Verbindung desselben gehörte; es ließ also am 5. April den Reichskrieg gegen Frankreich erklären. Hierbei konnte der deutsche Staatskörper

freilich nichts gewinnen. Kleine Fürsten erwerben ja niemals viel bei einem solchen Spiele. Diejenigen deutschen Staaten, welche mit Preußen verbündet und Glieder des protestantischen Bundes waren, selbst das katholische Baiern, konnten für diesen Krieg nicht die gleiche Neigung haben, die Oesterreich hegte. Sie mußten sich vielmehr auf Preußens Seite neigen und die Ansichten theilen, wodurch die ebengenannte Macht sich bewogen fühlte, an diesem Kriege Antheil zu nehmen. Sie hielten sich daher auch zu Preußens Fahnen.

Hierbei sei mir erlaubt, Preußen die ihm gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und es wegen der unüberlegten und ungerechten Urtheile zu rächen, denen es lange genug ausgesetzt gewesen ist.

Preußen hat sich während der ganzen Zeit, von welcher hier die Rede ist, auf das allervollkommenste rechtlich betragen, und hat die höchste Uneigennützigkeit gegen Frankreich bewiesen. Mit diesen gerechten Ansprüchen auf Edelmuth trat es in die Verbindung ein. Durch seine Erklärung in Frank-

furt unter dem 25. Julius 1792 wurden sie nur noch mehr geheiligt. In der Champagne that es durchaus alles, nur im Namen des Königs von Frankreich. Kurz, während des ganzen Krieges hat es auch keine einzige eigennützige Absicht zum Schaden Frankreichs an den Tag gelegt.

Die oben erwähnte selbstsüchtige Erklärung in Antwerpen leuchtete schnell als solche ein; denn Oesterreich eignete sich Valenciennes und andere französische Grenzfestungen zu, indeß England seiner Seits Corsica und Martinique wegnahm. Als durch dies alles klar ward, daß der Sinn, in welchen die erste Verbindung eingegangen war, nicht mehr gelten solle, und daß kein Gedanke daran sei, in Frankreich blos die Ordnung wieder einführen zu wollen, sondern daß man vielmehr darauf ausgehe, französische Provinzen an sich zu reißen; da erinnerte Preußen sich schnell an seine natürliche und richtige Politik, nach welcher es Frankreichs Bundesgenosse ist; es stand augenblicklich davon ab, an der Beraubung desselben Antheil zu nehmen.

Oesterreichs und Preußens Vortheil war ein-

ander schnurstracks entgegengesetzt. Bündnisse aber können nicht anders erhalten werden, als durch die Gleichförmigkeit der Vortheile. Eben deshalb zog sich Preußen bald nachher von dieser für dasselbe unpassenden Verbindung ganz zurück. Es beschränkte sich seit der Zeit blos darauf, seine Pflichten als Mitglied des deutschen Reichs zu erfüllen, und — das nördliche Deutschland zu decken.

Im Jahre 1794 überließ Preußen zwar ein Heer von 50,000 Mann den Seemächten, Holland und England, aber unter seinem eignen Oberbefehl und auf seine Rechnung; auch unternahm es nichts gegen Frankreich. Im Gegentheil 1795 zog es sich ganz unvermuthet durch den Baseler Frieden, den es am 5. April mit der Convention schloß, vom Schlachtfelde zurück.

Seit jener Zeit beschränkte Preußen sich darauf, Niederdeutschland durch Hülfe der von ihm gezogenen Grenzlinie zu decken, und blieb dabei bis 1801. Zwar schwankte es im Jahr 1799, als die Russen das erste Mal in Italien erschienen, einen Augenblick. Es stand im Buche des Schick-

fals, daß Preußen die Feuerproben der Schlacht von Jena und des Tilsiter Friedens aushalten solle, ehe die gräßlichen Vorfälle in Moskau und bei Leipzig der Rache Europa's Bahn machen und seinen Heeren die Straße nach Paris öffnen durften. Alles, was geschehen ist, mußte eintreten, sonst hätte die Macht, welche Frankreich jenseits der Elbe zurückgebannt hatte, nicht an den Ufern der Maas und Mosel erscheinen und in das Innere Frankreichs dringen können. Man hatte ihr zwei Grenzwehren entgegengestellt, welche nichts überwältigen zu können schien.

O vanas hominum mentes!

Es herrschte also, wie man sieht, durchaus keine Einigkeit in dem Interesse und in den Absichten der zum Kampfe gegen Frankreich verbündeten Mächte. Noch muß ich dabei bemerken, daß die Stände von Brabant der kaiserlichen Regierung auf eine zweifache Art widersprachen; so wie, daß das — gänzlich deutsche — Cabinet in Wien sehr von dem brabantischen Cabinet in Brüssel abwich; dann erst kann man klar einsehen, welche ungeheure Schwierigkeiten jedesmal überwunden werden mußten, so oft man irgend

etwas gegen den gemeinschaftlichen Feind unternehmen wollte. Dieser dagegen war stark durch seine Einigkeit, durch die Zusammenstimmung seiner Absichten und Bedürfnisse, kehrte sich an keine Vorschriften der Sittlichkeit, der Gerechtigkeit, oder der bisherigen Gewohnheit bei allen anderen Mächten. Ihn störte sogar das große Hinderniß nicht, welches dem Handeln auch der Mächtigsten oft Einhalt thut: der Mangel an Geld und Menschen.

Durch Hülfe der Requisitionen und Assignate schaffte die Nationalversammlung ohne Mühe, wie ohne Maß, Menschen und Geld im Ueberfluß, statt daß es ihren Gegnern sehr schwer wurde, für beides zu sorgen. Es war eben so wenig Uebereinstimmung zwischen den Hülfsmitteln der streitenden Theile, als zwischen dem ganzen Zustande, dem Verfahren und dem Zwecke eines jeden derselben.

Diese Eingangsworte schienen mir nothwendig, um darzulegen, mit was für Hoffnungen der Feldzug von 1793 angefangen werden konnte. Freilich wähnte man, er solle der letzte gegen Frankreich seyn, und schmeichelte sich damit, durch

ihn der Staatsumwälzung Grenzen setzen zu wollen; aber man übersah, daß man dabei auf eine Weise verfuhr, welche der Staatsumwälzung gerade die dauerndste Nahrung verschaffte; ja man ahnete nicht, daß noch mehr als zwanzig Jahre nothwendig seyn würden, um ihr Grenzen setzen zu können.

Alles bei dieser Verbindung war uneins unter einander; über nichts verstand man sich bestimmt; sogar die Kriegs- und bürgerliche Macht desselben Staats stimmten nicht einmal mit sich selbst überein. Folglich geschah nichts, noch konnte etwas geschehen. Im Innern dieser Zwietracht war nur eins allgemein und übereinstimmend, — die Unordnung. —

Das Heer nahm sehr langsam in Belgien zu; auch war und blieb es nichts weniger als zahlreich. Der Zuschuß von Oesterreich her betrug aufs höchste 60,000 Mann. Der übrige Theil des Heeres bestand aus 11,000 Preußen, ferner aus Holländern, Engländern und Hannoveranern, ja sogar aus einigen Regimentern ausgewanderter Franzosen. Läßt man das Ganze für 120,000 Mann gelten, so thut man eher

zu viel als zu wenig. Die Verbindung glaubte sie aber hinreichend gegen einen Feind, der in der Kriegskunst noch unerfahren und zugleich gezwungen war, seine Streitkräfte auf den ganzen Umfang von Frankreich zu vertheilen, weil er sich in der Nothwendigkeit befinden werde, von Ostende an bis Bayonne hin zu kämpfen und mit seinen Heerhaufen alle verwundbaren Flecke dieses ungeheuren Umfanges zu decken.

Der Bund hat, leider! niemals die wirklichen Kräfte Frankreichs, so wenig die körperlichen als geistigen, gehörig zu würdigen verstanden. Immer lullte sich derselbe mit Hoffnungen ein, wovon die eine noch weniger gegründet, ja man möchte sagen, noch lächerlicher war, als die andere. Fortwährend hielt der Bund diejenigen Hebel, welche Frankreichs Kraft in Betreff des Zusammendrängens nach innen, so wie des Widerstandes nach außen, ohne Maß vermehrten, für zerstörende Grundsteine der Nationalversammlung. So oft also die Cabinette das rasende Benehmen, die Unordnungen, den verschiedenartigen Widerstand, die Hungersnoth, die Assignate u. s. w. ins Auge faßten und bemerkten, daß dies alles die

Leiden Frankreichs auf eine tausendfache, widersinnige und grausame Weise vervielfältigte, eben so oft glaubten sie das Ende der Nationalversammlung ganz nahe vor sich zu sehen; denn die erwähnte Ordnung, oder vielmehr Unordnung der Dinge weissagte für regelmäßige Regierungen den baldigen gänzlichen Mangel an allen Hülfsmitteln. Sie übersahen dabei aber, daß Frankreich gerade wie ein sehr vollsaftiger Kranker, dessen Fieber seine Kraft nur verdoppelt, sich damals fortwährend in einer zunehmenden Nervenüberspannung befand, die es jedoch durch Hülfe seiner riesenartigen Natur lange Zeit hindurch ertragen konnte; ja daß es Unglücksproben bestehen konnte, deren Ende kaum zu bestimmen sei. Sie beachteten nicht, daß Frankreich eben in der unnatürlichen Spannung seiner Springfedern die nöthigen Mittel finde, seine Feinde weit eher zu Boden zu schlagen, als deren Vorhersagungen in Betreff seiner Erschöpfung erfüllt werden könnten.

Der Bund wandte auf eine gänzlich regellose Ordnung der Dinge Grundbegriffe an, welche nur auf eine regelmäßige Ordnung

passen, und sah nicht ein, daß dies widersprechend sei, so wie, daß diese Verwirrung seines Denkens ihm selbst am schädlichsten werden müsse. Eine solche Art, die Umstände zu würdigen, schließt aber immer etwas Trägheit und Liebe zur Bequemlichkeit in sich. Der Mensch ist bekanntlich ein Trägheitsthier. Nur gar zu gern ruht er auf dem Kopfkissen, das er schon bereitet und für ihn aufgelockert findet. Er glaubt sich berechtigt, für den Augenblick nicht handeln zu dürfen.

Gerade das that 1793 der gemeinschaftliche Bund, indem er über Frankreich und über dessen Staatsumwälzung urtheilte. Er rechnete z. B. auf die Unordnungen im französischen Heere, aber noch weit mehr auf die Regellosigkeit in der Regierung des Landes selbst. Im Auslande las man alle Morgen die Aufzählung neuer Abscheulichkeiten, welche in Frankreich begangen waren; man fand, daß viele derselben offenbar sinnlos und daß sie fast alle unnütz seien; man hielt sich also fest überzeugt, daß der nächste Tag die Nachricht bringen werde, der Unwille und die Verzweiflung der französischen Nation habe ein

so hartes, ein so erniedrigendes Joch abgeworfen; es fiel daher niemanden ein, daß gerade die Härte dieses Joches diejenigen, welche es aufgelegt hatten, zu ihrer eigenen Sicherheit zwang, das Schrecken eher zu vermehren, als zu vermindern, weil das Grausen ihre Sicherheitswache war, und weil das stets zunehmende Schrecken den Gehorsam des Volks und die Hülfsmittel der Nationalversammlung nur noch vermehrten. —

Die Heere vervollständigten sich durch Menschen, die den Henkersbühnen entflohen; denn im Lande regierte die zermalmende Gewaltthätigkeit. Ruhe und Sicherheit weilten nur noch im Lager. Als bald nachher das Heer sogar durch den Glanz des Sieges erhoben, als die erzwungene Hingebung der Krieger durch die nothwendig gewordene Vertheidigung des Vaterlandes veredelt wurde; da kannte die Gewalt der französischen Waffen keine Grenzen mehr. Seit jener Zeit berechnete man in Frankreich die Kämpfer nur nach Millionen, und die Siege nach Hunderten. Die angeführten Umstände schwellten den Strom täglich mehr an, er riß

am Ende alles mit sich fort und war nahe daran, ganz Europa zu überschwemmen.

Ein thörichtes Selbstvertrauen hatte Europa so sehr verblendet, daß es meinte, es seien keine größern Anstrengungen nöthig, um jenen Fluthen Einhalt zu thun. Die Verlängerung des Krieges schien den europäischen Cabinetten ein Mittel, sich den glücklichen Erfolg desselben zu sichern. Von der Zeit erwartete man eine glückliche Wendung der Dinge, da man sie doch nur von einer männlichen und kräftigen Voraussicht hätte erwarten sollen.

Selbst Pitts Geist versank in diese bejammernswürdige Reihe von Täuschungen. Auch er erwartete zehn Jahre hindurch das Ende des Kampfes bald von der Vendee, bald von den Chouans, bald von der Hungersnoth, bald von den Assignaten, und — Gott mag wissen, wovon sonst noch. Er ist zuletzt in einer wirklichen Todesangst über das furchtbare Anwachsen dieser Staatsumwälzung gestorben, welche er dämpfen zu können sich eingebildet hatte. Seine Nachfolger standen ihm am Geiste nicht wenig nach und erbten doch von ihm den Ruhm, zu dem

Zielpuncte gelangt zu seyn, von welchem er stets mehr und mehr entfernt worden war *).

Wenn man heutiges Tages dasjenige wieder liest, was Pitt so oft über die Natur und Kraft der französischen Staatsumwälzung gesagt hat; wenn man es dann vergleicht mit den Ergebnissen, die seine Nachfolger erreicht haben: so fühlt man sich geneigt, die hohe Achtung, welche der Name dieses Ministers sich einst erworben hatte, ein wenig herabzustimmen; denn es ist nicht zu leugnen, er rechnete in Betreff jener Staatsumwälzung fast so, wie sein Agent, Herr von Ivernois, in Betreff der französischen Finanzen rechnete. Wer denkt aber jetzt noch daran, daß einmal ein Herr von Ivernois da war! wer weiß jetzt noch

---

*) Pitt starb im Januar 1806 zwischen der Schlacht bei Austerlitz und dem Presburger Frieden, folglich in einem der schönsten Zeitpuncte Frankreichs und Napoleons. Pitt mußte diese Erde nicht ungern verlassen, weil sie täglich mehr die Schaubühne der stets wachsenden Macht und Ehre des Landes und des Mannes wurde, die er so gern herabgewürdigt hätte; und doch sah er jetzt eben durch sie seine Erwartungen und seine Anstrengungen gleichmäßig vernichtet.

etwas von dem, was der Ritter Gentz unter Eingebung von Pitts, d. h. Englands, Geldkasten, über Frankreich geschrieben hat. Heutiges Tages schreibt dieser Mann für österreichisches Geld gegen die Aufregung Europa's, ja der ganzen Erde, mit ungefähr gleicher Voraussicht und gleichem Nutzen, als damals gegen Frankreich und gegen die wahrscheinlichen Ergebnisse der Staatsumwälzung.

Alle Schriftsteller der Art hängen von dem Solde irgend eines Andern ab, sind den befehlenden Meinungen der Cabinette unterworfen und arbeiten am Ende weder für den Nutzen ihrer Bezahler, noch für ihre eigene Ehre; weder zum Besten ihrer Zeitgenossen, noch der Nachwelt. Die Vergessenheit erwartet, begehrt, verfolgt, ja vertilgt sie in kurzer Zeit. Dies ist ihre gewöhnliche Bestimmung. Der zu entgehen, gibt es nur einen Weg, die Wahrheit! aber — die Straße, welche zur Wahrheit führt, nennt sich: Unabhängigkeit *).

---

*) Unterm 15. October d. J. (1820) heißt es in einem Schreiben aus Wien im Moniteur: „Der

Im Jahre 1793 waren die französischen Armeen in Belgien nicht sehr zahlreich, am wenigsten im Anfange des Feldzuges. Sie bestanden blos aus den Trümmern der Abtheilungen, welche bei Neerwinden gefochten, oder das holländische Brabant angefallen hatten. Der General Dampierre führte sie an und kam ehrenvoll um, als er den Zugang zu den Grenzen vertheidigte. Die Zeit der übergroßen Kriegsmacht Frankreichs war noch nicht da. Sie tritt nicht eher als mit dem Feldzuge von 1794 ein. Damals erst gelangte Frankreich zum Genuß aller Vortheile der großen Requisitionen, die es im Jahre 1793 veranstaltete und welche alles lieferten, was zur Aufstellung von vierzehn Heeren, mit denen es das erstaunte Europa bedeckte, nothwendig war. Eine solche Kraftentwickelung war unter den neuern Völkern etwas Unerhörtes.

Nur der schwachen Menschenzahl der französischen Heere in Belgien muß man die glücklichen Erfolge zuschreiben, welche die Verbündeten bei

---

Ritter Gentz, unser Hofpublicist." So, so! — Also: ein Hofpublicist!!!??? —

Eröffnung des Feldzuges über sie davon trugen; denn schon am Ende desselben blieb die Ehre der Waffen allenthalben den Franzosen, ob sie gleich noch immer nicht stark an Zahl waren. Sie verdoppelten aber ihre Menge durch die Thätigkeit, womit sie handelten. Sie begaben sich z. B. von einem Orte zum andern mit einer reißenden Geschwindigkeit und bedienten sich dazu mehrerer Mittel, von denen ihre Gegner gar keinen Begriff hatten. Eben aus jener Zeit schreibt sich bei uns die Gewohnheit her, ganze Heeresabtheilungen auf Postwagen fortschaffen zu lassen. Hierdurch ward es möglich, daß dasselbe Heer, welches im Elsaß stand, bei Maubeuge mitkämpfen und am folgenden Morgen wieder zurückfahren konnte, um den General Wurmser zu verjagen und ihn über den Rhein zu werfen. Dieselbe Menschenzahl glich also einer bei weitem größeren, weil sie sich durch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen vervielfältigte. Hierdurch entstand bei der wesentlichsten Verschiedenheit in den Streitkräften dennoch ein Gleichgewicht derselben.

Was thaten denn aber die brabantischen Stände, während man sich zum Kriege vorberei-

tete und während der Dauer des Krieges selbst? Sie machten es gerade wie die Matrosen, welche zur Zeit des Sturms auf dem Meere ein Gelübde gethan haben, auf dem Lande aber nicht geneigt sind, es zu erfüllen. Die Stände hatten Geld und Menschen angeboten, erhoben aber tausend Schwierigkeiten, als man verlangte, daß sie ihrem gegebenen Worte nachkommen sollten. Kaum war das Ungewitter vorüber; kaum hatte man die alten Standpuncte wieder eingenommen, so überließen sich die Stände, wie sonst, ihren gewohnten Zänkereien, Bedenklichkeiten und ihrem ewigen Widersprechen gegen das Ansehen des Landesherrn.

Der Marschall Bender hatte nach der Wiedereinnahme Belgiens einige Mitglieder der Stände entfernt; jetzt hörte man nicht auf, ihre Wiedereinsetzung zu verlangen. Es war ein sehr bedeutendes Geldgeschenk versprochen worden; die Stände verminderten es nicht wenig und verknüpften Bedingungen damit, die durchaus unzulässig waren.

Sie sollten die verheißenen Menschen liefern; wollten aber nur solche Officiere zu ihren Anführern gewählt wissen, welche in der belgischen Auf-

lehnung mit gestritten hatten. Kurz, das Jahr verlief, ohne daß man einen Mann oder einen Thaler von ihnen erlangen konnte. Am deutlichsten zeigt sich aber die Sinnesart jener Versammlung und ihre Abneigung, sich vernünftig leiten zu lassen, dadurch, daß sie täglich in eben dem Maße eigensinniger wurde, in welchem man Vortheile gegen Frankreich erfochten hatte. Je mehr der Feind, und mit ihm die scheinbare Gefahr, sich entfernte, desto weniger zeigten die Stände sich bereitwillig, ihre dem Landesherrn geleisteten Versprechungen zu erfüllen und ihn mit den Hülfsquellen ihres Landes zu unterstützen.

Wenn man das Ganze beobachtete, so hätte man glauben mögen, Oesterreich sei Belgien eine starke Grenzwehr schuldig und müsse sich erschöpfen, um sie ihm zu verschaffen; Belgien aber habe nichts weiter dabei zu thun, als sie gutwillig anzunehmen, und brauche, statt thätige Erkenntlichkeit zu beweisen, blos sein ehemaliges Entgegenstreben und seine beständige üble Laune wieder hervorzusuchen, sobald nur der neue Standpunct der Grenzen erst gehörig gesichert sei.

Leute der Art sind es, von welchen Lafontaine sagt:

„O Menschen, jedes Elends werth!"

Aus diesem allen erhellt:

1) Daß das eigentliche Oesterreich den Krieg ungern und blos mit einem Theile seiner Kräfte führte; daß ein Cabinet ihn leitete, welches in seinen Meinungen getheilt war; daß selbst die einzelnen Mitglieder der kaiserlichen Familie nicht mit einander übereinstimmten, indem diejenigen von ihnen, welche in Wien wohnten, ganz andere Ansichten hegen mußten, als die, welche Belgien regierten, oder, wie der Churfürst von Kölln, (Fürst-Bischof von Münster,) am Ufer des Rheins herrschten.

2) Daß in Belgien große Uneinigkeit unter der Regierung und den Ständen Statt fand.

3) Daß Oesterreich und Preußen eben so wenig mit einander einig waren, weil beide Mächte den Krieg in ganz verschiedenen An- und Absichten führten.

4) Daß England und Oesterreich sich zwar verstanden, aber blos, um Frankreich zu schaden. —

5) Daß Holland an diesem Kriege nur Theil nahm, weil es innig mit England verbunden, oder vielmehr, weil es seit langer Zeit gewohnt war, von dieser Macht abhängig zu seyn; dann aber auch, weil es das dringende Bedürfniß fühlte, zu seiner eigenen Erhaltung dahin zu streben, daß Belgien der französischen Herrschaft entzogen werde, damit die unmittelbare Nachbarschaft dieses Staates nicht Hollands Untergang herbeiführe.

Man begreift leicht, was diese Verwickelung der Gegenabsichten und getheilter Meinungen für Unglück hervorbringen mußte, wenn es darauf ankam, daß alle gemeinschaftlich handeln sollten. Europa war damals noch nicht bis zu dem Zeitpuncte vorgerückt, in welchem, z. B. 1813, das Uebermaß der erdulbeten Leiden, die Furcht vor der Zukunft und die Begierde von der unerwartet eingetretenen Schwächung des gemeinschaftlichen Feindes, es dahin brachten, sich redlich zu einem übereinstimmenden Zwecke der allgemeinen Befreiung zu verbinden, ohne, wie bis dahin immer, den eigenthümlichen Vortheil hineinzumischen und ohne daß die Verbündeten

dabei auf die Besitzungen eines jeden unter ihnen blickten.

Ich muß noch hinzufügen, daß einige der Theilnehmer blos die Absicht hatten, einen offenen und kräftigen Krieg gegen die Staatsumwälzung und Nationalversammlung zu führen; daß sie gegen Beide alle Kräfte in Bewegung setzen wollten, welche im Stande seyn möchten, sie verlegen zu machen und am weiteren Vorschreiten zu hindern; daß sie sich aber nur dies und nichts als dies erlauben wollten. Andere hingegen begrenzten ihren Ehrgeiz dabei, einen Krieg in der gewöhnlichen Form zu verlangen, ohne allen Bezug auf die Staatsumwälzung, blos in der Absicht, um den Besitz der französischen Festungen und des Landstriches, den man die Linie des Vauban nennt, an Belgien zu bringen.

Auf diesen letzten Punct kam die brabantische Parthei immer wieder zurück; auf ihn beschränkte sich die ganze Staatsklugheit des Prinzen August, der den Grafen Mercy leitete. Er hatte einst in Frankreich gedient und war davon mit der Ueberzeugung geschieden, daß er sich nie wie-

der mit demselben vereinigen könne, deshalb nannte er das, was er erstrebte:

„dem Feuer seinen Theil anweisen."

Uebrigens war er gern bereitwillig, Frankreich alles zu lassen, was es jenseits dieser Grenzen besitze; auch dürfe es sich in seinem Innern einrichten, wie es wolle. Sein Edelmuth ging selbst so weit, daß er ihm recht viel Heil und Glück wünschte, möchte es eine Republik bleiben, oder wieder eine Monarchie werden.

Unter solchen Umständen nahm der Krieg seinen Anfang. Das erste große Ereigniß war die Wegnahme des Lagers von Famars. Dies deckte Valenciennes. Um also diese Festung zu haben, mußte man das Lager nehmen. Mack ließ es angreifen und eroberte es auf eine sehr glänzende Art. Doch wurde er dabei leicht verwundet. Die Belagerung von Valenciennes ging sogleich vor sich. Von jetzt an wurde die partheiische Handlungsweise sichtbar, welche in den Cabinetten von Wien und Brüssel gegen einander ankämpfte.

Die Gesundheit des Generals Mack war vor der Zeit geschwächt, ja aufgerieben. Seine Wunde vermehrte seine Kränklichkeit. Er war

ganz der Mann für den Marschall Lascy und für die Prinzen, die in Brüssel regierten; bei der rein österreichischen Parthei aber, welche in Wien die Oberhand hatte, war er merklich weniger beliebt. Mack sah den Krieg als das Mittel an, die Nationalversammlung zu stürzen und verlangte deshalb, er solle kräftig, entscheidend, kühn, kurz so geführt werden, daß er im Stande sei, jener Versammlung Schrecken einzuflößen; mit andern Worten, er hatte keinen andern Zweck, kein anderes Ziel des Krieges vor Augen, als gerade auf Paris loszugehen.

Macks Ansichten waren entschieden und vollkommen klar. Was er aber ganz deutlich sah und wollte, sahen und wollten manche andere nicht. — Ein Krieg blos gegen die Staatsumwälzung war gar nicht nach ihrem Geschmack und konnte ihren Berechnungen unmöglich zusagen. Sie waren fein in dem gemeinen Geleise der vortheilbringenden Staatskunst verblieben und bezogen darauf alles. Sie verlangten also: Schadloshaltungen, Sicherheiten für die Zukunft u. s. w. Zu dem Ende mußte aber recht viel erobert werden, man mußte

sich die Hände füllen und Pfänder nehmen. Die französischen Grenzfestungen konnten zu diesem allen dienen, deshalb fing man an, sie zu belagern.

Der Prinz von Hohenlohe sollte die Stelle des Generals Mack als General-Quartiermeister des österreichischen Heeres ersetzen. Der Prinz war ein dicker Mann, der eben so wenig Ruhm von der Armee mitnahm, als er zu ihr gebracht hatte.

Als Mack durch Brüssel reiste, sagte er: „Ich bin nicht so krank, daß ich zum weitern Dienste unfähig wäre; aber man weiß, daß ich das arme Frankreich gern retten möchte und es gibt bei uns Leute, deren Eigennutz sie treibt, es zu verderben."

Diese Worte sind, meiner Meinung nach, der Schlüssel zu der ganzen, vor Augen liegenden Verwirrung!

Die Belagerung von Valenciennes verschleppte sich 45 unselige Tage hindurch. Die österreichischen Ingenieurs schienen ihre Weise, einen festen Platz anzugreifen, aus der Geschichte der Belagerung von Troja gelernt zu haben. Endlich

übergab sich der Ort, und zwar wenige Tage nachdem Mainz den Preußen seine Thore geöffnet hatte. Dieser zwiefach glückliche Erfolg brachte unmäßige Aeußerungen der Freude hervor. Man wähnte, seinem Ziele näher gekommen zu seyn und bemerkte nicht, daß man sich durch das, was so eben erreicht war, nur weiter davon entfernt habe.

Die Oesterreicher nahmen von Valenciennes und Condé im Namen Oesterreichs Besitz. An beiden Orten wurden sogleich alle Zeichen der französischen Oberherrschaft weggenommen und dagegen die der österreichischen aufgestellt. Zu derselben Zeit erfuhr man, daß die Engländer auf eine völlig gleiche Weise Martinique an sich genommen und den Namen des Forts Bourbon in Fort von Gasel verwandelt hätten. In Corsica und Toulon hatten sie gerade eben so gehandelt; alles war geschehen, um — Frankreich zu berauben und — für sich zu erobern. Durch diese unwidersprechlichen und doch nicht zu entschuldigenden Thatsachen wurde denn auch die eigentliche Absicht der österreichischen Verbindung mit England jedermann klar und deutlich.

Um dieselbe Zeit antwortete Graf Mercy einem echten Franzosen, der eben so fähig war, die Rechte seines Vaterlandes zu vertheidigen, als die Zukunft zu errathen, Herrn Malouet, als dieser ihm die unglücklichen Folgen jenes Benehmens zu Gemüthe führte: „So? — Sie wähnen also wohl, daß wir Ihrer schönen Augen wegen Krieg führen? — Nein, da irren Sie sich! Es werden ganz andere zum Vorschein kommen!"

Bald nachdem Valenciennes genommen war, gingen die Verbündeten auf das Lager des Cäsars los. Die Franzosen räumten es, weil sie sich zu schwach fühlten, es zu vertheidigen. Jetzt war der Weg nach Paris offen. Die Verbündeten hatten eine zahlreiche Reiterei. Die Linie der Somme war durch nichts vertheidigt. Man konnte sie bei Laon umgehen und durfte dann nur in den Ebenen bleiben, welche von dort bis an die Thore von Paris führen.

Zugleich war dies die Zeit der größten Heftigkeit bei dem Aufruhr in der Vendee; es waren die Tage, in welchen die Bonchamps, die Lescures und die La Roche-Jacquelins glänzten.

Auch Lyon und Toulon machten damals Aufsehen. Die Erscheinung einer fremden Armee hätte die Verwirrung der Nationalversammlung aufs höchste gebracht. Vielleicht wäre sogar, in so fern die Unternehmenden sich durch fremde Unterstützung sicher gewußt hätten, ein Schlag gegen sie unternommen worden; aber der gute, (oder böse,) Schutzgeist Englands, wie man ihn nennen will, wachte über Frankreich, denn die unverständig berechnende Gier dieser ihm ewig feindlichen Regierung rettete es.

Der Grund, welcher das Cabinet von London zu einer so höchst unrechtmäßigen Unternehmung trieb, als es sich fest vorgesetzt hatte, nämlich zur Belagerung von Dünkirchen, wird schwerlich je ans Licht kommen. Durch diese unselige Belagerung wurden die Kräfte der Verbündeten getrennt. Wären sie vereint geblieben, so waren sie jedem Widerstande gewachsen. Der Prinz von Coburg wollte vorrücken. In einem Kriegsrathe, den man in Chateau-Cambresis hielt, setzte er die Vortheile davon aus einander. Aber der Herzog von York stützte sich auf die Befehle seines Hofes, Dünkirchen belagern zu sollen und wider-

setzte sich ihm. Die Folge davon war, daß man die englischen Truppen, so wie diejenigen, welche in englischem Solde waren, dem Herzoge zurückstellen mußte. Vergebens zeigte der österreichische General die unglücklichen Folgen einer solchen Trennung. Der Herzog von York leugnete sie nicht ab, bestand aber auf der Ausführung der Befehle seines Cabinets.

Man mußte also nachgeben. Er verließ die Verbündeten und etwa 40,000 Mann folgten ihm.

Kaum war eine so bedeutende Macht dem Heere entzogen, so sahen die Oesterreicher sich gezwungen, sich innerhalb ihrer Eroberungen zurückzuziehen. Sie kehrten also auf dem eben gemachten Wege wieder zurück und fingen an, le Quesnoy zu belagern.

Während sie hiermit beschäftigt waren, konnten sie denen nicht zu Hülfe kommen, welche Dünkirchen beschossen, die Franzosen unter den Befehlen des Generals Houchard hatten daher hinreichende Zeit und Gelegenheit, das belagernde englische Heer zu Grunde zu richten. Sie verfolgten ihren Sieg und warfen einige Tage

darauf die Abtheilung des holländischen Heeres, welche sich nach Warwick begeben hatte, darnieder. Kaum sahen sie sich auf diese Weise von zwei einzeln geschlagenen Feinden befreit, so eilten sie dem dritten entgegen.

Sobald die Oesterreicher Herren von le Quesnoy waren, suchten sie die Oeffnung zu erweitern, welche sie im Mittelpuncte ihrer Stellung gemacht hatten, und gingen, um ihre linke Seite zu decken, auf Maubeuge los. Der Besitz dieses Platzes gab ihnen den ganzen Lauf der Sambre bis Namur, (welches ihnen schon gehörte,) in die Hände. Dadurch wurde dann dieser ganze Theil von Belgien gedeckt, und der Uebergang über die Sambre wäre den Franzosen unmöglich geworden.

Die Berechnung war sehr gegründet. Je mehr aber die Ausführung derselben dem Bunde wichtig war, desto mehr mußte Frankreich alles thun, um sich ihr zu widersetzen. Es vereinigte daher alle seine Kräfte und stellte sie den Verbündeten entgegen. Diese hatten unterdessen den Uebergang über die Sambre erzwungen. An dem Tage, an welchem es geschehen war, schlug der

alte General Beaulieu, in dessen Adern noch das feurige Blut seiner Jugend wallte, einem österreichischen General, der einer mit der seinigen verbundenen Abtheilung befahl, vor, man müsse von dem Schrecken des Feindes Nutzen ziehen und sich sogleich auf das Lager von Maubeuge stürzen, um es durch Uebertumpelung zu nehmen. Aber der glühende und schnelle Beaulieu war auf einen Menschen mit sehr schleichendem Blute gestoßen, dessen Herz sich gegen alle Stacheln des Ruhms verpanzert hatte. Er fühlte seine Ermattung weit lebhafter, als den Glanz einer solchen Unternehmung. Seine ganze Antwort war: „Ich denke, wir haben für heute genug gethan!“ Nach dieser heldenmüthigen Aeußerung eilte der weise Zauderer, sich in sein Zelt einzuschließen, und alle Lorbeern der Erde hätten ihn schwerlich bewegt, es heute wieder zu verlassen, da er diesen Tag nun einmal der Ruhe geweiht hatte.

Gleich darauf lieferte das französische Heer, nachdem es sich durch ein zweites, welches in größter Eile von den Ufern des Rheins herbeigekommen war, verstärkt hatte, die bekannte

Schlacht bei Maubeuge und zerstörte dadurch den ganzen Plan der Verbündeten.

Damit endigte der belgische Feldzug. Von beiden Seiten bedurfte man der Ruhe. Wir wollen inzwischen sehen, für welchen von den beiden streitenden Theilen am meisten darin gewonnen worden war.

Bei der Eröffnung des Feldzuges hatte Frankreich alles von den Angriffen zu fürchten, die von der nördlichen Grenze her gemacht wurden. Dies war der Punct, welcher Paris am nächsten lag, auch befanden sich hier die meisten seiner Feinde beisammen. Ein Angriff vom Oberrhein her wäre zu entfernt vom Mittelpuncte gewesen. Auch hätte man dabei eine große Menge fester Plätze umsetzen müssen; das war den Verbündeten aber im Jahre 1793 unmöglich, denn sie hatten damals lange nicht so große Heeresmassen beisammen, als in den Jahren 1814 und 1815, wodurch sie im Stande waren, die sämmtlich nöthigen Umsetzungen zu gleicher Zeit zu unternehmen.

Jede Gefahr für Frankreich konnte also nur von seiner mitternächtlichen Seite herkommen.

Hatte es diese glücklich abgewandt, so war alles gewonnen. Stand doch der Winter bevor, in welchem man neue, und zwar zahlreichere und kriegerischere Heere bilden konnte. Inzwischen ließ sich hoffentlich der Brand löschen, den seine Gegner in Lyon, in Toulon und in der Vendee entzündet hatten. Es war sogar möglich, sich des Angriffs zu entledigen, den der Marschall Wurmser auf den Elsaß unternommen hatte, um den zweiten, welchen Oesterreich auf der Grenze von Flandern zu gleicher Zeit ausführte, zu unterstützen.

Der Sieg bei Maubeuge, der die bei Dünkirchen und Warwick erfochtenen Vortheile krönte und die Verbündeten nöthigte, ihre Winterquartiere zu bewachen, verschaffte den Franzosen die nöthige Zeit und hinreichende Mittel, alles oben Erwähnte auszuführen. Sie arbeiteten daran mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit und mit dem glücklichsten Erfolge.

Ein Theil des Heeres, welches bei Maubeuge gesiegt hatte, begab sich vom Schlachtfelde selbst in Eilmärschen nach dem Elsaß. Schnell vertrieb es den General Wurmser von dort und

wies ihn für den ganzen Winter auf die andere Seite des Rheins hinüber. Lyon wurde wieder genommen, Toulon erobert und der Aufruhr in der Vendee erstickt. Die große, oder eigentlich sogenannte Vendee ging schon früher unter durch die Schlacht bei Savenay, durch die Folgen des Ueberganges über die Loire und durch ihren Rückzug in die Vendee selbst. Alles, was nachher erfolgte, war ohne festen Zusammenhang, konnte also zu keinem nur etwas bedeutenden Unternehmen führen, folglich durchaus jenes Schrecken nicht unterhalten, welches die erste Vendee so sehr mit Recht der Nationalversammlung eingeflößt hatte.

Die zweite Vendee hat freilich manches Ruhmwürdige gethan, aber es fehlte ihr der Nachdruck, sowohl um zu schrecken, als um thätige Dienste zu leisten.

Die Ehre und der Nutzen des Feldzuges im Jahre 1793 blieben also am Ende desselben gänzlich auf Frankreichs Seite. Es hatte sich halten können! das war mehr als genug für dasselbe. Von diesem Standpuncte aus bis zu den glänzendsten Triumphen bedurfte es nur eines kräftigen Schrittes. Im Jahre 1793 war es

gerettet; im Jahre 1794 mußte es alles beherrschen können. Soll ein Herkules erstickt werden, so muß es in seiner Wiege geschehen; denn ist er erst Mann geworden, so besitzt er einen so kräftigen Arm, daß er damit alles umwirft und zu Boden schlägt, was ihm nahe kommt.

Die Feinde innerhalb Frankreich wurden im Laufe des Jahres 1793 unterjocht und die Feinde außerhalb zurückgehalten. In kurzem mußten sie zerschmettert werden; dann wurde natürlich ihr Gebiet angefallen, ihre schwache Verbindung aufgelöst und sie selbst gegenseitigen Vorwürfen und der Ueberzeugung, nicht wieder vereint gegen Frankreich auftreten zu können, überlassen. Sie mußten jetzt ernten, was sie während des Jahres 1793 durch ihre gegenseitige Eifersucht, so wie durch ihre begierigen Absichten zum Schaden Frankreichs gesät und wodurch sie unmenschlich gegen die beleidigte Nation gehandelt, ja diese zu Erniedrigungen ohne allen Ersatz bestimmt hatten.

O, es war ein widerlicher Anblick, mehrere Beherrscher ganzer Völker nur damit beschäftigt zu sehen, sich die abgerissenen Theile eines

fremden Landes zuzueignen, ungeachtet inzwischen der gräßlichste Schiffbruch, welchen die Völker sämmtlich erleiden konnten, drohend bevorstand; zu sehen, daß die erwähnten Fürsten nur darauf dachten, einen Andern, (noch Lebenden,) zu beerben, den sie doch wegen der Gleichheit seines Ranges mit dem ihrigen und wegen der Bande des Blutes mit heiliger Scheu hätten trösten sollen.

Wie stand es aber zu dieser Zeit in Belgien selbst um die Verbindung, welche man thörichter Weise als die einzige Heilquelle für Europa und als das Schrecken Frankreichs ansah, ob sie gleich viel zu schwach war, sowohl Europa zu vertheidigen, als Frankreich im Zaum zu halten?

Das Heer war zerstört und entmuthet. Die Zwietracht herrschte dort, wie in der Berathschlagung der Regierungen. — Einige, nämlich die Engländer, die Brabanter und die Holländer wollten die Fortsetzung des Krieges in Belgien. Andere, und das waren die Oesterreicher, stimmten, schon weil sie sich durch zu weite Entfernungen von ihrem Vaterlande getrennt fühlten, ent-

schieden dagegen. Der Prinz von Coburg flößte wenig Ehrfurcht ein; sein General-Quartiermeister, der Prinz von Hohenlohe, noch weit weniger.

Eine österreichische Armee jener Zeit stellte, weil sie aus lauter adligen Officieren bestand, eine Art von Fürstenrepublik vor, in welcher sehr große Herren, die der Ehre wegen freiwillig dienten, ihre Anführer täglich in Verlegenheit setzen mußten, weil diese weniger Kraft und Recht für sich hatten, sie im Zaum zu halten, als etwa ein Prinz Eugen, ein Marschall Laudon und einige andere diesen ähnliche. Zusammenwürfelungen der Art bedürfen, wenn sie bestehen sollen, eines Agamemnons zum obersten Anführer, weil nur ein solcher fähig ist, jeden Einzelnen darnieder zu halten. Aber — die Prinzen von Coburg und Hohenlohe waren, leider! nichts weniger als Agamemnons.

Das Heer war sehr ermattet, denn es befand sich seit dem Januar schon auf dem Marsche und kämpfte seit dem ersten März. Ein Theil desselben kam aus Ungarn und von den Grenzen der Türkei. Heut zu Tage, wo

wir schon seit längerer Zeit nicht mehr gewohnt sind, Oesterreich im Besitz Belgiens zu sehen, kann man es kaum begreifen, daß jene Macht sich große Mühe habe geben können, eine so weit entfernte Besitzung in ihrer Gewalt zu behalten. Es kommt einem gerade so thöricht vor, als wenn Frankreich mit Anstrengung daran arbeiten wollte, Litthauen oder die Moldau fortdauernd zu beherrschen. Ich habe im Jahre 1793 österreichische Artillerie in Brüssel anlangen sehen, die in Wien gegossen war; das zugleich mitkommende Pulver und die nöthigen Kugeln hatte man aus den böhmischen und mährischen Zeughäusern genommen; alles dies wurde aber zu Lande auf Karren bis nach Belgien gebracht. — Man berechne, in so fern man es vermag, die ungeheuern Kosten, die Langsamkeit und die unausbleibliche Verwirrung, die einer solchen Art von Anordnung auf dem Fuße folgen müssen.

Am Ende des Feldzuges von 1793 reichten die Ueberbleibsel des Heeres kaum zu, um die drei den Franzosen entrissenen Festungen, Valenciennes, Condé und le Quesnoy, ferner Namur

und Charleroi an der Sambre und die befestigten Puncte im österreichischen Flandern, von Tournay bis ans Meer, gehörig zu besetzen.

Das preußische Hülfsheer hatte sich über die Maas zurückgezogen und nahm durchaus keinen Antheil mehr an den Unternehmungen der großen Armee. Nach der Besetzung von Mainz rückte das preußische Heer zwischen der Sambre und der Maas vor. Von dort aus deckte der Herzog von Braunschweig, der es anführte, das deutsche Reich, ohne irgend einen Punct der französischen Grenze zu berühren. Doch aber leistete der Herzog dem Marschall Wurmser einigen Beistand, denn er war ihm behülflich, sich aus der gefährlichen Verlegenheit zu ziehen, in welche er sich im Elsaß gestürzt hatte; und womit er damals schon das Vorspiel zu den schrecklicheren Vorfällen bei Mantua im Jahre 1796 gab. —

Der reine Gewinn des ganzen Feldzuges bestand also für die Verbündeten blos darin, daß sie drei französische Festungen in Flandern erobert hatten. Aber selbst dieser Erfolg kam ihnen theuer zu stehen, theils wegen des großen Auf-

wandes, der dazu nöthig gewesen war, theils wegen der Vortheile, welche der Feind über sie gewonnen hatte.

Im Anfange des Feldzuges waren die Franzosen Neulinge in der Kriegskunst, nicht stark an Zahl und unter sich selbst uneins. Am Ende desselben fühlten sie sich im Kriege geübt und stark sowohl durch ihre Zahl, als durch ihre Eintracht. — Hätten sie sich bis dahin auch nur mit ihren Feinden gemessen, ohne erdrückt zu werden, so wäre dies schon unglaublich viel gewesen. Wie sollte man es nennen, daß sie dieselben besiegt hatten! —

Alle Plane der Verbündeten waren gescheitert, alle ihre Hoffnungen vernichtet; ein ganzes Heer und — ein ganzes Jahr waren dahin; alles Verlorene hatte aber, leider! der Feind gewonnen. Dieser stand mit dem einen Fuße auf Ruinen und mit dem andern im Blute. Auf so gräßlichen Grundlagen stellte er sich fest und dehnte sie ohne Furcht und Scheu täglich weiter aus. — Keine Spur von irgend einer Besorgniß war an ihm zu bemerken. Nichts setzte ihn in Verlegenheit. Weit entfernt, auch

nur einen Schritt in dieser grausamen Laufbahn rückwärts zu thun, drang er vielmehr immer weiter auf derselben vor. —

Das Schrecken hatte seinen Wohnsitz verändert; es war von den Franzosen zu ihren Feinden übergegangen.

Diese böse Umwandlung der Dinge beschäftigte den Grafen Mercy und den Prinzen August höchst unangenehm. Beide wurden statt ihrer vormaligen glänzenden Plane, welche freilich blos Früchte armseliger Täuschungen gewesen waren, jetzt nur höchst drohende Wahrscheinlichkeiten für die Zukunft gewahr. Sie hatten erobern wollen; jetzt war es denkbar, daß in kurzem der Feind von ihnen erobern werde. Sie hatten auf Beute von Frankreich gerechnet; jetzt stand zu besorgen, daß Belgien den Franzosen Beute liefern werde. —

Der Prinz August hing, wenigstens eben so sehr, an seinem Vermögen, als der Graf Mercy. Die Güter des Prinzen stießen an Valenciennes, es war also vorauszusehen, daß man sich sehr bald auf seinem Gebiete schlagen werde. Waren die Franzosen aber glücklich, so gehörte er von

dem Augenblicke an zu den Ausgewanderten; welches Schicksal ihm auch wirklich begegnet ist. —

Graf Mercy dehnte sich in seinen Bekanntschaften mehr aus, als die übrigen auswärtigen Minister, und war daher mit einigen Franzosen näher bekannt geworden, die sich durch ihre Einsichten auszeichneten und besonders von jener Uebertreibung frei geblieben waren, welche die Ausgewanderten fast alle zur Unklugheit und zu falschen Berechnungen verleitet, ja lächerlich und verächtlich gemacht hat. Unter andern vorzüglichen Personen, welche ich im Auge habe, nenne ich hier nur die Herren Mallouet, Rivarol und Mallet Dupon. Würdigeren Männern konnte der Graf sein Vertrauen schwerlich schenken.

Diese in der That hellsehenden Köpfe hatten ihn unaufhörlich mit Auseinandersetzungen beunruhigt, zu welchen unglücklichen Erfolgen die armselige Politik der Verbündeten unfehlbar führen müsse. Lange Zeit hindurch war er ungelehrig geblieben; so lange nämlich, als die Uebermacht auf der Verbündeten Seite blieb. Wäh-

rend einer solchen Zeit ist es gewöhnlich verlorne Mühe, den Leuten Rath zu ertheilen, sie antworten in der Regel mehr durch ihre Gewalt, als durch ihre Vernunft. An diese kam bei dem Grafen Mercy erst dann wieder die Reihe, als das Unglück eintrat. Zwar fand sie noch immer nicht sämmtliche Zugänge zu seinem Verstande offen, aber doch auch nicht mehr, wie bisher, alle verschlossen. Die Furcht hatte die Schlüssel zu denselben in Händen. Sie entriß dem Grafen bisweilen gar drollige Bekenntnisse, denen man ihren Ursprung deutlich genug anmerkte und die wegen der Form, in welcher sie erschienen, nicht selten ein Lächeln erregen mußten.

„Wenn ich,“ sagte er einst oberhalb Brüssel, „ein Unthier gewahr würde, dessen Schale selbst eine 48pfündige Kugel nicht zermalmen könnte, so würde ich mich doch weniger vor demselben fürchten, als vor der französischen Staatsumwälzung.“ — Von der allgemeinen Zerrüttung, womit sie das Ganze bedrohe, sprach er sehr oft.

Er war an sich schon feig; aber seine Feig-

heit wurde durch seinen Geiz noch weit mehr in Schrecken gesetzt. Wie kann man aber auch Leute mit solchen Eigenschaften zu Staatsmännern bestimmen! — Und doch geschieht es so häufig!! — Von der Richtigkeit seiner Urtheilsweise will ich hier nur ein Beispiel anführen:

Beide, Graf Mercy und Prinz August, waren der Königin von Frankreich unendlich zugethan. Nach dem schrecklichen Vorfall vom 21. Januar 1793 bemühte sich der Graf, welcher sich damals mit dem Prinzen nach Wesel zurückgezogen hatte, sein Cabinet dahin zu vermögen, daß es diese Fürstin, indem sie durch den Tod ihres Gemahls und dadurch, daß Frankreich sich öffentlich für eine Republik erklärt hatte, eine Fremde für dasselbe geworden wäre, wieder zurückbegehren solle. Ein Vorschlag, der seinen Urhebern wahrlich Ehre macht! — Aber — in Wien ließ man sich darauf nicht ein. Es scheint mir nicht unwahrscheinlich, daß eine Unterhandlung der Art einen glücklichen Erfolg erhalten haben würde; denn die Stimmung, worein die That des 21. Januars die Gemüther versetzt hatte, versprach ihn. —

Inzwischen wurde die unglückliche Fürstin in die Conciergerie gebracht. Dies allein reichte für Jedermann hin, das Loos vorauszusehen, welches man ihr zugedacht hatte. Jetzt wandte sich Graf Mercy an Danton, um ihn zu vermögen, daß er das erhabene Schlachtopfer wenigstens nicht verfolgen solle. Dies war unstreitig sehr lobenswerth von Seiten des Grafen. Seine Beurtheilungskraft aber zeigte sich in dieser Sache tief unter der Trefflichkeit seiner Absichten; denn er setzte ein volles Vertrauen auf Dantons Schutz und wähnte, dieser allein werde für die Sicherheit der Königin hinreichen, ungeachtet jener Volksführer um dieselbe Zeit schon von andern bekämpft war und genug zu thun hatte, sein eigenes Leben zu beschützen, ja seinen Kopf gegen Jene zu vertheidigen. Der Graf erwartete also Sicherheit für das Leben der Königin von einem Manne, welcher jeden Tag den Tod mit stärkeren Schritten auf sich loskommen sah.

Ich selbst habe, als der Cardinal de la Rochefoucauld dem Grafen seine Angst wegen des Schicksals der Königin mittheilte, ihn antworten

gehört, man brauche ihrentwegen durchaus nicht bange zu seyn! Danton habe ihm seine Unterstützung zu Gunsten derselben versprochen und sogar eine große Summe Geld ausgeschlagen, welche ihm als Belohnung des verlangten Dienstes angeboten worden sei; denn, habe Danton gesagt, der Tod der Königin gehöre nicht mit in seine politischen Berechnungen, also werde er sie auch ohne Rücksicht auf persönlichen Vortheil beschützen.

Wenige Tage nach diesem Gespräche lebte die unglückliche Fürstin nicht mehr! — So oft der Graf sich selbst überlassen war, urtheilte er in der Regel so, wie ich es eben gezeigt habe.

Das furchtbare Ende des Feldzuges hatte die Cabinette und besonders den erwähnten Minister in die äußerste Verlegenheit gesetzt. Von ihrem verwegenen Vertrauen gingen diese Herren zu einem gedankenlosen Schrecken über. Beides ist ja aber gewöhnlich die Frucht der Unbedachtsamkeit. Im Anfange hatte man die Franzosen zu sehr verachtet, jetzt fürchtete man sie zu sehr. — So machen es diejenigen immer, welche stets von einem Aeußersten zum an-

dern übergehen. Sie verstehen es nicht, den Mittelweg zu finden, auf welchem doch allein die Vernunft anzutreffen ist.

Das Heer war zerschlagen; sein vorher muthiger Geist geschwächt; seine Anführer waren unfähig, oder doch der Last nicht gewachsen, welche auf ihnen lag; das Band, das den Bund verknüpfen sollte, aufgelöst durch Unglücksfälle und durch die große Verschiedenheit ihrer Absichten, so wie des jeseitigen Eigennutzes; Belgien hatte sich träge und ohne Frucht für den Bund bewiesen, denn die Stände waren stets ihrem System des Widerspruchs und ihrer Versagung der versprochenen Hülfe getreu geblieben. Alle diese Uebel mußten geheilt werden, ehe man daran denken konnte, den Feldzug von 1794 mit Ernst vorzubereiten. Daß dieser aber entscheidend seyn werde, ließ alles ahnen. Ihn aufhalten zu können, ohne daß das Erwähnte zuvor ins Reine gebracht sei, war unmöglich; sich also darauf nur einzulassen, die höchste Verwegenheit. Man hätte also den Schauplatz verlassen sollen, noch ehe man dazu gezwungen war. Dies er-

schien selbst der gemeinsten Vernunft als das rathsamste, aber — man that es nicht.

Diese Zusammenstellung mehrfacher Ueberlegungen wurde dem Grafen Mercy ernst und klar vor Augen gelegt und er konnte ihr seine Zustimmung nicht versagen. Das Unglück machte gerade diesen Mann weiser. Er hatte vor fast allen Personen seiner Art dies zum Voraus, denn die meisten bringt es blos auf und vollendet ihre Verblendung.

Der Graf entschloß sich am Ende sehr fest zu folgendem Plane:

1) Das Heer sollte durch Oesterreicher und durch neue deutsche Hülfstruppen, welche von England besoldet würden, vermehrt werden.

2) General Mack sollte den Prinzen von Hohenlohe ersetzen.

3) Man müsse das Bündniß mit England enger knüpfen, als bisher.

4) Den Widerstand der Belgier und der Stände wolle man dadurch besiegen, daß man ihren obersten Beherrscher selbst in ihre Mitte führe.

Dies war Graf Mercy's Plan. Der ganze

Winter wurde dazu verwandt, ihn zu verwirklichen. Zunächst also verkündigte man die Ankunft des Kaisers als ganz nahe. Schon im December 1793 langten die Wagen und Gespanne desselben in Brüssel an. Der Minister verlangte um dieselbe Zeit aus allen Gegenden des Landes und über alle Gegenstände belehrende Aufsätze. Es liefen ihrer in Unzahl ein, wie man denken kann. Bekanntlich mischt sich nicht selten das Possenhafte unter Dinge von dem größten Ernste. Das war auch hier der Fall! Denn es fand sich, daß alle diese Schriften von einem alten Fräulein Murray, einer Schottländerin, durchgesehen waren. Sie hatte vormals mit dem Generalgouverneur, Grafen Kobenzl, in näherer Verbindung gestanden und beherrschte den Parnaß von Brüssel allein und unumschränkt. Sie war auch des Grafen Mercy's und des Prinzen Augusts höchster wissenschaftlicher Gerichtshof. Nichts beweist ihre beiderseitige Armseligkeit so sehr, als — ihr unbedingtes Vertrauen zu einer solchen Hülfsquelle.

Eine der größten Schwierigkeiten war, die Stände in Bewegung zu setzen und sie dahin zu

vermögen, daß sie die Versprechungen erfüllten, durch welche es ihnen gelungen war, Oesterreich zum Wiedereintritt in Belgien zu bewegen. Man fühlte das dringende Erforderniß der Beihülfe des Landes selbst

1) in Betreff des Geldes und

2) in Betreff der Menschen.

Oesterreich war nie reich an Gelde. Ohne auswärtige Hülfsgelder und ohne Anleihen kann es keinen Krieg aushalten. Hülfsgelder im eigentlichsten Sinne des Worts anzunehmen, beleidigte die Würde eines so großen Monarchen. Anleihen erregten, besonders gerade damals, bedeutende Schwierigkeiten. Wirklich ist der erwähnte Staat seit dem Jahre 1795 genöthigt gewesen, sich auf das Vertrauen, welches das englische Parlament genießt, zu stützen, um irgend eine Anleihe in England durchführen zu können. Oesterreich ist in mehr als einer Hinsicht ungemein geregelt, aber an eigentlichem Gelde sehr arm. Es hat Ueberfluß an Menschen, an Lebensmitteln, an allem, was zum Kriegführen nöthig ist; aber es ist

sehr unvermögend, den Krieg über seine Grenzen hinauszudehnen.

Seit dreißig Jahren kämpft die Regierung ängstlich gegen das Elend des Papiergeldes, denn dies folgt in seinem unseligen Schwanken jeder politischen Bewegung. Es hebt und senkt sich, wie ein Wärmemesser, genau nach den Graden, in welchen der politische Dunstkreis seinen Druck äußert. Der Aufbruch von vier Regimentern zu gleicher Zeit reicht hin, die österreichischen Finanzen in Verwirrung zu bringen. Eine Beihülfe an Geld von Seiten Belgiens war also für Oesterreich unbedingt nothwendig, wenn es anders den Krieg in einer so weiten Entfernung von dem Hauptkörper seines Reiches fortsetzen sollte. Einer Beihülfe an Menschen bedurfte es nicht minder; denn das Senden zahlreicher Heeresabtheilungen aus dem Innersten Ungarns und der übrigen Erbstaaten erschöpfte das Reich. Auch waren dergleichen Sendungen aus der Ferne großen Zögerungen unterworfen und konnten fast nie dem Bedürfnisse des Augenblicks entsprechen. Nur durch Krieger, welche sich jeden Augenblick auf dem Boden des Landes, wo man kämpft,

befinden, kann man eintretenden Unglücksfällen abhelfen.

Alle diese unangenehmen Verhältnisse begriff Graf Mercy jetzt sehr deutlich und fühlte die Größe derselben drückend. Gern hätte er sie zu besiegen gesucht, aber die Mittel dazu waren nicht in seiner Gewalt. Er, den die Ausgewanderten unaufhörlich der Kälte für ihre Angelegenheit anklagten und den sie mit der zierlichen und anständigen Benennung eines Monarchisten zu demselben zu stempeln suchten, was sie jetzt einen Liberalen zu nennen belieben; er war im Grunde der einzige für ihre Sache thätige Minister, vielleicht war er gerade damals auch der einzige hellsehende! — Er hatte eine so große Menge von Vorurtheilen abgelegt, daß man mit Wahrheit sagen kann, der Graf Mercy am Ende des Jahres 1793 glich demselben Manne vom Frühlinge des genannten Jahres durchaus nicht. Da ich sehr viel Umgang mit ihm gehabt habe, so ist es mir möglich geworden, den Unterschied Beider zu bemerken.

Vielleicht setzte er, wie Jedermann that, zu viel Vertrauen auf zwei Theile seines Planes:

1) auf die Gegenwart des Landesherrn und

2) auf die Zurückgabe der ganzen Leitung aller Kriegsangelegenheiten an den General Mack.

Der erste Punct mußte durchaus eine gute Wirkung auf den Geist Belgiens, so wie auf den des Heeres, hervorbringen. Es war auf jeden Fall heilsam, die Bande, welche Oesterreich und Belgien mit einander vereinigten, enger zu knüpfen, und — eine feierliche Erscheinung des Beherrschers beider Länder war ein höchst zweckmäßiges Mittel, Beide wieder innig zu verbinden und die Spuren einer unangenehmen Vergangenheit zu vertilgen. Hierdurch konnte eine neue Uebereinkunft geschlossen werden, welche nichts von den mannigfaltigen Veranlassungen zu Vorwürfen und zur Unzufriedenheit enthielt.

Wenn ferner der Oberherr bei dem Heere gegenwärtig war, so hielt sein Daseyn allein dasselbe fester beisammen; es verstärkte die Mannszucht; verbannte die einander zuwiderlaufenden Ansichten und den verschiedenartigen Eigennutz; kurz es verschaffte dem Ganzen einen Mittelpunct, welcher bis dahin so sichtbar ihm fehlte. Was aber als Hauptsache gelten darf, dadurch

hörte die unglückliche Nothwendigkeit auf, alle Augenblicke in Wien anfragen zu müssen, was man z. B. in Valenciennes thun solle. Gewöhnlich hatten sich in der Zwischenzeit bis zur Antwort des Cabinets die Umstände, unter welchen man fragte, völlig geändert.

Zu dieser Zeit war der Ruf des Generals Mack noch unversehrt. Er hatte damals eine Meinung für sich, von der ich nicht behaupten will, daß sie durchaus gegründet war; aber genug! er hatte sie. Man erwartete sehr viel von ihm, nicht blos in Oesterreich, sondern auch in ganz Europa. Dies legte sich deutlich zu Tage, als er in Belgien erschien; denn der laute Zuruf des Vertrauens folgte ihm überall. Durch seine Gegenwart allein schon hoffte man, alles Uebel geheilt und alles Gute wieder hergestellt zu sehen. Wirklich besaß er in jenen Jahren eine ungemeine Thätigkeit, einen umfassenden Geist und einen kühnen Muth.

Das erste, was Mack als Oberbefehlshaber genau kennen lernen mußte, war der Feind, mit welchem er es künftig zu thun haben sollte. Er täuschte sich weder in Betreff der Zahl seiner

Gegner, noch in Betreff ihrer zeither erlangten kriegerischen Eigenschaften. Die Feldzüge von 1792 bis 1793 hatten den Zustand des französischen Heeres und alles dessen, was dahin gehört, durchaus verändert.

Der Franzose bleibt in keiner Sache lange ein Neuling. Er lernt in Eil, und die Ausübung des Erlernten verarbeitet er schnell so gut, daß er es wieder Andern lehren kann. Beides hängt mit der Lebhaftigkeit seines Geistes zusammen, denn durch sie begreift er in der Geschwindigkeit! Aber auch mit dem Aufbrausen seiner Sinnesart, denn sie treibt ihn, das, was er gefaßt hat, mit Heftigkeit anzuwenden. Es liegt in der Eigenthümlichkeit des Franzosen eine Art von Ungeduld, dasjenige, was er einsehen gelernt hat, so bald als möglich in die Wirklichkeit zu setzen. Man findet deshalb kein Volk, das so leicht als die Franzosen im Stande wäre, sich selbst und zwar mit Bestimmtheit zu leiten. In beiderlei Hinsicht zeichnen sie sich sehr aus.

Die zwei Feldzüge von 1792 und 1793 hatten die französischen Heere gebildet. Die Erfahrung ist nicht sowohl eine Tochter der Zeit, wie

man gewöhnlich, aber fälschlich zu sagen pflegt, als eine Tochter der geschehenen Thatsachen. Tausend Kämpfe, welche beide Feldzüge auszeichneten, waren für die Franzosen eine Kriegsschule gewesen, die sehr gut unterrichtete und durch ihre Neuheit furchtbar war. Jetzt, da sie sich wenden konnten, wie sie wollten, brachten ihr Geist und ihr Muth unbegreifliche Dinge hervor. Die Aufhebung der Militärzünfte, wodurch die ganze kriegerische Laufbahn der Geistesfähigkeit und der Tapferkeit geöffnet ward, erschuf schnell jene Pflanzschule von Kriegern, welche Europa erstaunt, erschreckt und erobert haben.

Diese neue Oberleitung machte die französischen Heere gar bald zu den ersten der Erde. Sie nahmen die Nationalehre gern in ihre Reihen auf. Durch die Vorfälle, die das Innere Frankreichs besudelten, entfloh diese verscheucht und suchte mitten unter den Waffen eine Freistatt, die sie dort eben so rein und unverletzlich zu finden gewiß war, als sie selbst es ist. Da befanden sich Männer, wie Moreau, Hoche, Pichegru, Houchard, Kléber, Kellermann, Morceau,

Ney, Perignon, Augereau, Berthier, Dampierre, Murat und Andere, deren Thaten sie bis auf die Throne geführt haben. Theils nahmen sie dieselben mit einem Glanze ein, welcher lange Zeit hindurch jeden Schimmer ähnlicher Art verdunkelte; theils besitzen sie dieselben noch und zwar mit einer Weisheit, die sie selbst schützend sichert und zugleich für ihre Unterthanen sehr wohlthätig ist.

Die größte Kriegsmacht, die Frankreich je auf den Beinen hatte, dieselbe, welche im Feldzuge von 1794 aufgestellt wurde, rüstete man im Laufe dieses Winters zu. Mit Recht also flößte derselbe dem Grafen Mercy groses Schrecken ein. Jene thörichte Einbildung, nach welcher er im Anfange des Feldzuges von 1793 dachte und sagte, ein österreichischer Soldat sei so viel werth als zwei französische! hatte er längst aufgegeben. In einer so groben Täuschung konnten nur die Ausgewanderten verharren, oder — ihnen ähnliche Menschen, welche treuherzig wähnten, alle Soldaten könnten wenig ausrichten, sobald sie nicht von Adligen angeführt würden. Diese Albernheit hatte den

Grafen längst verlassen und Mack hatte sich nie bis zu ihr erniedrigt. —

Mehr als alles schreckte den neuen Oberbefehlshaber der unermeßliche Nutzen, welchen die Franzosen von ihren Festungen zogen. Unter dem Schutze dieser sie deckenden Wälle konnten sie, ohne Furcht, verfolgt zu werden, ausfallen, sich zurückziehen, sich theilen, den zweckmäßigsten Angriffspunct wählen, ihre Bewegungen ohne Aengstlichkeit ausführen, ja sie konnten sich sogar mit Leichtigkeit von einem Orte zum andern begeben; denn sie durften dabei nur der Sehne eines Bogens folgen, statt daß ihre Gegner, um ihren Bewegungen zu entsprechen, dem ganzen Umfange desselben Bogens nachgehen mußten.

Mack langte in Brüssel gegen Ende des Februars an. Einige Tage nachher bereiste er die ganze Grenze von Nieuport bis zu den Ardennen. Diese sorgfältig ausgeführte Untersuchung lieferte mehr als 260 Aufsätze, welche Mack hatte besorgen lassen und woraus klar hervorging, daß die feindliche Macht sich auf mehr als 200,000 Mann belaufe. Die französischen Krieger waren aber keine Neulinge, oder was man späterhin Con-

scribirte genannt hat; nein, es waren Soldaten, in einer zweijährigen strengen Schule unaufhörlicher Kämpfe gebildet, vertraut mit dem Siege und mit der Gewöhnung an harte Mühseligkeiten, welche den Sieg verschaffen.

Das waren die furchtbaren Gegner, welche man bald sich gegenüber sehen mußte. Ueberdies kämpften sie unter geschickten Anführern, denen nur die Wahl übrig blieb, zu siegen oder zu sterben, weil sie Oberen dienten, die unerbittlich gegen jeden waren, der nicht für sie siegte; ja, die sich sogar bisweilen grausam gegen Männer bewiesen, welche für sie triumphirten. Das Beispiel aller Vorgänger belehrte jeden Obergeneral, daß er überwinden solle und müsse, oder — umkommen, sei es durch den Feind oder durch die Hand seiner Oberen. Es war damals in Frankreich gerade wie in Constantinopel, wo bekanntlich die Stummen jeder Niederlage auf dem Fuße folgen. Die auswärtigen Anführer wurden weit minder gedrückt und angegriffen; sie konnten Fehler begehen und voraus wissen, daß sie ungestraft bleiben würden. Auch

waren sie mit solchen Fehlern nicht eben sparsam! —

Die Aussicht in die Zukunft, welche Mack aus den erwähnten Untersuchungen sich bildete, war höchst schreckend, sie wurde aber noch grausiger durch die verhältnißmäßige Schwäche des verbündeten Heeres gegen das des Feindes, so wie gegen die Stärke desselben, welche man dem Oberanführer versprochen hatte, als er sich bereden ließ, die Oberleitung desselben noch einmal anzunehmen. Nicht weniger als 200,000 Mann waren ihm zugesichert worden. Er fand jedoch kaum 140,000. Dabei waren die Oesterreicher für 100,000 und das englisch-holländische Hülfsheer für 40,000 gerechnet. Oesterreich hatte zwar die im Jahre 1793 nach Belgien gesandten Abtheilungen wieder ergänzt, aber es hatte ihnen nur äußerst wenig frische Truppen nachgeschickt.

Bei der österreichischen Regierung herrschen gewisse alte Gewohnheiten, von denen sie höchst ungern abweicht. So hat sie im ganzen Revolutionskriege bis zur Schlacht von Wagram immer nur etwa 150,000 Mann aufgestellt, und selbst diese waren auf allen Puncten, wo gekämpft

werden mußte, vertheilt. Ob eine solche Anzahl für die jedesmaligen Umstände zureichte oder nicht, das war gleichviel. Genug, es wurden nicht mehr aufgestellt. Sie kehrte sich nicht an das, was hätte geschehen müssen, sondern ließ sich gedankenlos von ihrer alten Gewohnheit leiten.

Zu dem großen Feldzuge von 1796 in Italien gegen Buonaparte schickte Oesterreich nach und nach vier große Heere, alle ungefähr gleich stark, nach der alten Sitte. Der Erfolg war, daß alle vier nach einander einzeln aufgerieben wurden. Hätte es zwei derselben mit einander vereinigt, so hätten diese ihm den Sieg verschafft.

Für den Feldzug von 1794 war Oesterreich nach demselben Sparsamkeitssysteme verfahren. Zwar vermehrte es alljährlich seine Truppen um ein wenig, nie aber hinreichend. Alle seine Vermehrungen nützten folglich zu nichts, eben weil sie verhältnißmäßig zu gering waren. Was kann es helfen, wenn man noch etwas und noch etwas hinzufügt, aber doch immer hinter dem Gegner zurückbleibt? Deshalb sagte Rivarol mit wirklich schlagender Wahrheit: „Die Ver-

bündeten sind und bleiben ewig um einen klugen Gedanken, um ein Jahr und um ein Heer hinter ihren Feinden zurück." Dieser treffende Spott trat damals aufs furchtbarste in die Wirklichkeit. —

Mack war von den traurigen Ergebnissen seiner Untersuchung so ergriffen, daß er in Gedanken alles schon verloren gab; und — er sah darin vollkommen klar. Er fühlte und sagte es unumwunden, dieser Feldzug werde der letzte seyn, den Oesterreich in Belgien zu führen vermöge. Sein Krieg könne und müsse nur einen einzigen Zielpunct haben — Paris, und in demselben — die Nationalversammlung. Was nicht hierauf berechnet sei, tauge nichts. Alle Wunden, die man Frankreich etwa schlagen könne, würden nimmermehr das übrige Europa heilen; und ein nach der gewöhnlichen Weise geführter Krieg werde eine gar ungewöhnliche Ausbeute liefern. Es sei viel vernünftiger, Belgien ohne allen Kampf zu räumen und sich mit dem ganzen noch ungeschwächten Heere jenseits des Rheins zurückzuziehen, als — es späterhin doch thun zu müssen, nachdem man die Hälfte

desselben ohne allen Nutzen in Belgien eingescharrt habe. —

Das alles waren sehr einsichtsvolle und heilsame Rathschläge, nur schwebten sie eben deshalb zu hoch über der Menge, die ja meistens den Sieg davon trägt. Sie konnten daher nicht beachtet werden. —

Wenig Menschen haben die Kraft, große Entschließungen zu fassen, es sei denn, daß die Umstände sie dazu zwingen. Am Ende, wenn Elend und Unglück sie drückt, thun sie, was ihr — verständiger — Eigennutz ihnen, gleich anfangs zu thun, hätte rathen sollen. Wie konnte aber auch Jemand hoffen, daß der treffliche Rath, Belgien freiwillig zu verlassen, bei jenen Menschen Glück machen werde, deren vielseitiger Eigennutz, deren ererbte Vorurtheile ihn unwiderruflich bekämpften! — Was konnte man nicht alles dagegen vorbringen!? — Der Beherrscher des Landes sollte schnell darin erscheinen! Der Widerspruch Englands, Hollands, Belgiens selbst, des Hofes von Brüssel und die lärmenden Vorwürfe der Ausgewanderten! Das zusammen ist ja wohl hundertmal mehr, als es

bedarf, um jeden zum Schweigen zu verurtheilen, der einen Vorschlag gewagt hatte, welchen so viele dadurch Bevortheilte mit dem Namen der Schändlichkeit brandmarkten.

Graf Mercy und Prinz August hatten die Reise nach Wien gemacht und kamen jetzt nach Belgien zurück. Unmöglich konnten sie eine solche Reise unternommen haben, um vorzuschlagen, Oesterreich möge im Jahre 1794 Belgien räumen. Man mußte also einen andern Ausweg versuchen. Damit indeß den dringendsten Bedürfnissen abgeholfen werde, schickte man den General Mack nach England. Er wurde dort, wie bekannt, mit ungemein großen Ehrenbezeigungen empfangen. England behandelte ihn wie einen außerordentlichen Großbotschafter. Wahrscheinlich erinnert sich Jedermann noch an die hohen Erwartungen, welche ganz Europa von der Wirkung der Unterhandlungen beider Männer, Macks und Pitts, hegte. In Frankreich verursachten sie allgemeine Verlegenheit. Um diese zu mildern, sagte Barrère, (welcher gerade damals das Trösteramt führte, so oft Augenblicke des

Schmerzes oder Schrecks eintraten,) auf der Rednerbühne seines Senats:

„Wir wissen genau alles, was in Pitts Cabinette gesprochen worden ist! — denn — Europa hat seine Echo's! — Seid ganz ruhig!" —

Wirklich hatte Frankreich hinreichende Gründe, sich zu beruhigen. Was aber dabei das Wichtigste ist, alle diese Beruhigungsgründe konnte es in sich selbst fühlen und finden. Nicht Frankreich hatte zu fürchten; seine Feinde vielmehr mußten zittern; denn — in kurzer Zeit sollten sie die ganze Schwere seines Armes fühlen.

Mack unternahm die Reise nach England im Monat März. Der Feldzug sollte eben eröffnet werden. Der Feind war an den Thoren, und — nichts war bereitet. Der Kaiser kam am 11. April in Brüssel an. Seine Gegenwart brachte denselben Erfolg hervor, den die Erscheinung aller großen Herrscher hervorzubringen pflegt. Damals war das Absetzen der regierenden Häupter noch nicht gewöhnlich geworden, vielmehr bestand die alte Hochachtung für das Königthum noch unversehrt. Die Verehrung desselben hatte noch nicht

gelitten. Die Ankunft des Kaisers belebte deshalb auch alle Hoffnungen aufs neue. Er verweilte nur wenige Tage in Brüssel und begab sich dann schnell zu dem Heere.

Man griff sogleich die Franzosen an, und warf sie bis zu ihren Festungen zurück. Zu gleicher Zeit unternahm man die Belagerung von Landrecies. Diese Stadt, welche einst Karl V. aufhielt und für den Prinzen Eugen das Ziel seines Glückes war, mußte einer 50stündigen, wahrhaft höllischen Beschießung erliegen. Am Ende derselben bestand sie nur noch aus — Trümmern.

Inzwischen war in Brüssel die Huldigung des Kaisers vor sich gegangen. Das lärmende Jauchzen des Volkes, der Glanz und die Pracht der Feierlichkeit machten einen sonderbaren Gegensatz mit den übrigen Umständen und Verhältnissen; denn diese kündigten nur zu deutlich an, daß die eben erwähnte Feierlichkeit die letzte der Art in Belgien seyn werde; ja daß die Bande, welche es mit Oesterreich verbanden, wenige Tage später für immer zerrissen wurden, ungeachtet es gerade

jetzt den Anschein hatte, als habe man sie unauflöslich geknüpft.

Inzwischen focht das Heer gegen die Franzosen; aber die Minister hatten einen eben so schlimmen Kampf gegen die Stände zu bestehen. Diese hatten nämlich noch nicht einen Mann, noch nicht einen Thaler geliefert. Es stand im Buche des Schicksals, daß der Krieg eher als ihr Entgegenstreben ein Ende nehmen, aber auch — daß er sie vernichten werde. Was kann man von Menschen erlangen, die, nach der gemeinen Sitte solcher Versammlungen, ihre Hauptehre darein setzen, das Begehren und den Geist ihres Kreises oder ihrer Kaste auf alle Weise zu unterstützen; zu höheren Betrachtungen, wodurch sie der wahren Wohlfahrt näher kommen würden, sich aber nicht erheben können. Solche Leute sehen nur und wollen nichts anderes sehen, als — ihren Kreis, ihre Kaste. Wer von ihnen am hartnäckigsten ist, gilt für den vorzüglichsten. Solche werden wie Helden gepriesen und doch sind sie es in der Regel, welche am Ende ihre Kaste ins Unglück stürzen. —

So verhielt es sich mit den Ständen. Die

lange Gewöhnung an unnütze Förmlichkeiten beherrschte sie; mehr aber noch that es der fortwährende kräftige Sauerteig ihrer früheren Auflehnung, welche doch nun einmal nicht ungeschehen gemacht werden konnte. Sie hatten sich für brabantische Constitutionelle erklärt und waren dies möglichst rein, um der Regierung desto kräftiger entgegenwirken zu können. Die brabantische Constitution war auf eine bewundernswürdige Weise verwickelt, und folglich sehr bequem dazu, alle Gewalten, die daran Theil hatten, in ihren Wirkungen zu hindern oder zu stören. Demnach fand ein fortdauernder Krieg in Brüssel Statt; aber der zweite an den Grenzen ging zu gleicher Zeit seinen eisernen Gang.

Landrecies war weggenommen worden, um die Oeffnung zu erweitern, die man in die Grenzen Frankreichs hineingerissen hatte, und um den Vorschritt des Heeres zu sichern, das ins Innere jenes Landes dringen sollte. Die vier Festungen, Landrecies, le Quesnoy, Condé und Valenciennes, schienen zu diesen beiden Zwecken hinreichend.

Jetzt war man so weit gekommen, daß ein entscheidender Entschluß ergriffen werden mußte.

In solchen Augenblicken tritt aber bekanntlich immer die größte Verlegenheit ein. Man hatte mehrere Plane vorgeschlagen. Der des Generals Mack bestand darin, sobald Landrecies genommen sei, schnell ins Innere Frankreichs einzurücken und daselbst jeden Eigennutz, jede Leidenschaft gegen die Nationalversammlung aufzuregen.

„Mit 150,000 Mann," sagte Mack, „will ich es dahin bringen, daß ein kräftiger Vortrab bis Paris dringt. Mit 200,000, daß wir dort bleiben können."

Zweierlei nahm er in seinen Plan mit auf, weil beides dazu nützte, den Nachdruck, welcher ihm fehlte, einigermaßen zu ersetzen:

1) Er wollte West-Flandern überschwemmen, um die rechte Seite des Heeres dadurch zu decken. In Menin, Tournai, Ypern und Nieuport hatte man schon einige Befestigungen angelegt. Sie reichten wenigstens hin, um diese Plätze vor einer Ueberrumpelung zu sichern.

2) Er wollte, daß ein preußisches Hülfsheer unterhalb Namur zwischen

der Sambre und Maas aufgestellt werde. So auf beiden Seiten geschützt, schlug er vor, mit der reißendsten Eil auf Paris loszugehen und dazu werde die zahlreiche und treffliche Reiterei äußerst behülflich seyn. Um das, was inzwischen in Belgien vorgehen werde, müsse man sich nicht kümmern. „Man wird dort keinen König erwählen," sagte er, „aber wir werden die jetzigen Könige von Frankreich verjagen können!"

Sein Plan zeugte von großen Entschließungen, aber auch nur sie können in großen Schwierigkeiten retten.

Ich bemerke hierbei, daß Macks Unterhandlungen in London die Aufstellung eines preußischen Hülfsheers zur Folge hatten. Die bisherige Menge der Streiter war zu gering, dies lag vor Augen. Niemand konnte leugnen, daß sie nicht einmal zureichte, den ganzen Flächenraum zwischen Luxemburg und dem Meere gehörig zu besetzen; am wenigsten, da ein weit zahlreicherer Feind gegenüber stand, den seine Festungen schützten und der dem Mittel, sich stets im Ueberfluß wieder zu ergänzen, weit näher war.

Um das Gleichgewicht so viel als möglich herzustellen, hatte man in London beschlossen, Hülfsgelder an Preußen zu bezahlen, damit es 50,000 Mann stelle. Die Hülfsgelder sollten Holland und England aufbringen. Eigentlich bestimmte man die Preußen für die Gegenden unterhalb Namur. Späterhin aber hielt man es für besser, die Heere beider Mächte gänzlich von einander zu sondern, weil es kaum denkbar sei, daß eine vollkommene Uebereinstimmung zwischen beiden Statt finden könne. Das preußische Hülfsheer erhielt deshalb eine entferntere Bestimmung, denn man verlegte es zwischen die Mosel und Sarre. Am 24. Mai sollte es dort ankommen. Am 23. gewann es die große Schlacht bei Kaiserslautern unter Anführung des Marschalls Möllendorf, der so eben an die Stelle des Herzogs von Braunschweig getreten war.

Entscheidende Maßregeln finden jedesmal großen Widerspruch. Gerade so ging es dem Plane des Generals Mack, und zwar

1) von Seiten der Stände und der Einwohner in Flandern. Sie fürchteten sich bei weitem mehr vor der Ueberschwemmung

des Meeres, als vor dem Eindringen der Franzosen. Der Widerspruch der Brabanter wurde, wie man damals allgemein versicherte, durch die Eifersucht des Generals Clairfait unterhalten. Man war überzeugt, daß er sehr neidisch auf Mack sei.

2) Die Engländer hatten ebenfalls einen Plan entworfen. Er war aber sehr mit Rücksichten auf ihren persönlichen Vortheil durchdrungen und bestand darin, man müsse die Festungen Flanderns am Meere angreifen. Das hieß im Grunde, man müsse Eugens und Marlboroughs Feldzüge wieder von vorn anfangen. Dann hatte man für etwa hundert Jahre zu thun. Aus diesem Plane enträthselte sich denn auch der Geist, der die Unternehmung in Betreff Dünkirchens angerathen hatte. Der dortige unglückliche Erfolg hatte aber noch nicht hingereicht, sie eines Besseren zu belehren. Es gibt ja Menschen, welche nichts zu bekehren im Stande ist.

Die Engländer verstehen sich ungemein gut auf die Politik, so lange von ihrem Innern, vom Seewesen und von den Colonien die Rede ist. In der Politik des festen Landes, oder gar

in einem Kriege der Art, thun sie aber sehr oft große Mißgriffe. Ihre glücklicheren Erfolge im letzten Kriege sind eine wirkliche Ausnahme von der Regel seit Jahrhunderten. Alles, was sie während der ersten Umwälzungskriege unternommen haben, trägt den Stempel einer solchen fortdauernd bestehenden und wirkenden Unwissenheit. Deshalb mußten sie in Holland unterhandeln und aus Toulon und Dünkirchen entfliehen. Früher hatten sie sich zweimal in Buenos-Ayres und eben so oft in Amerika ergeben, nämlich unter Bourgignon in Saratogas und unter Cornwallis in York-Town.

Jedes Volk hat seine eigenthümlichen Anlagen. Die Engländer besitzen aber gerade keine für den Krieg auf dem festen Lande.

Auf den Grenzen von Flandern wurde inzwischen der Kampf sehr lebhaft fortgesetzt. Da Macks Plan verworfen war, so traten alle Uebel schnell ein, welche er richtig vorausgesehen und vorhergesagt hatte. Man konnte sich unmöglich gegen einen weit zahlreicheren Feind, der überdies unter dem Schutze seiner Festungen thätig war, hinlänglich vertheidigen.

Heutiges Tages hat ein langer Zeitraum die Vorurtheile zerstreut, welche der persönliche Eigennutz jedes Einzelnen unter den Verbündeten damals erzeugte, jetzt sind wir also im Stande, über diesen Theil ihres Benehmens gerade eben so richtig und ruhig zu urtheilen, als man nach einer gleichen Reihe von Jahren über jeden andern Krieg zu urtheilen pflegt; aber eben deshalb kann man es auch nicht begreifen, wie sie sich, außer Macks erstem Plan, irgend etwas anders als vernunftmäßig denken konnten. Sie waren auf beiden Flügeln nicht gedeckt. Ihr Mittelpunct allein bot, weil sie die vier französischen Festungen besaßen, einen Widerstandspunct dar. Es lag vor Augen, daß sie keine Belagerungen unternehmen durften, denn ihre weit stärkeren Feinde standen ihnen nahe gegenüber und hatten alle Muße, ihnen in die Seiten oder in den Rücken zu fallen, sobald sie irgend einen Angriff zu machen wagten. Solche Unternehmungen kann man aber nicht nach Willkühr aufgeben und wieder anfangen. —

Wirklich fühlten die Verbündeten das Unangenehme ihrer Lage gar bald. Wären sie indeß

etwa noch verblendet gewesen, so thaten die Franzosen das Ihrige, sie aus jedem Irrthum der Art zu reißen. Sie fielen in großer Anzahl über Westflandern her. Man schlug sich dort während der drei ersten Wochen des Mai's; aber die Franzosen setzten sich fest, nahmen Courtrai und Ypern, ja sie rückten sogar bis an die Thore von Gent vor. Dies verbreitete dort ein so allgemeines Schrecken, daß viele Genter eiligst nach Brüssel flüchteten und auch hier alles in Angst setzten.

Brüssel ist ein Ort von ungeheurem Umfange. Er steht nach allen Seiten offen und hatte doch nur 500 Mann zur Besatzung. 1200 Reiter hätten es ohne Schwertschlag weggenommen. Was würden diese aber nicht alles in Brüssel gefunden haben! Das ganze Räderwerk der Regierungsmaschine, die vielen Vorräthe aller Art und — die vornehmsten Ausgewanderten, welche sich sämmtlich nach Brüssel hingezogen hatten. Ich habe es nie begreifen können, daß die Franzosen, welche doch den Krieg oft mit einer fast abenteuerlichen Kühnheit führten, diese Ueberrumpelung nicht gewagt haben, da dieselbe ja

für sie so gar nicht gefährlich war. Sie setzten am Ende dabei nur den Verlust einiger hundert Menschen aufs Spiel, hätten aber dadurch ein so heftiges Schrecken und eine so große Unordnung unter ihre Feinde verbreitet, daß eine völlige Auflösung des Heeres derselben gar leicht die Folge davon gewesen seyn möchte.

Die Franzosen waren an verschiedenen Orten thätig. Sie griffen zu gleicher Zeit an der Sambre, an der Lys und an der Schelde an. Durch Hülfe ihrer Festungen bewegten sie sich sicher und schnell von einem dieser Puncte zu dem andern, je nachdem es nothwendig war. Ihre eigentliche Stärke bei solchen Angriffen konnte man gar nicht berechnen. Jeden Augenblick vermochten sie es, ihre Gegner zu überfallen.

Es kann kaum eine bedauernswürdigere Lage geben, als die, in welcher die Verbündeten jetzt sich durch ihre eigene Schuld befanden. Sie hatten die Natur des Krieges, in welchen sie verwickelt waren, nicht begriffen und ihre Einrichtungen nicht nach dieser Ordnung der Dinge getroffen. Wer aber in zwei solchen Hauptpuncten

fehlt, setzt sich jedesmal den unglückseligsten Folgen aus. Es war ein Umwälzungskrieg, den sie führen mußten, also ein durchaus ungewöhnlicher, zunächst in Betreff seines Ursprunges; dann wegen der Art, wie die Franzosen sich dabei benahmen; und endlich wegen derer, die ihn veranlaßt hatten; nichts desto weniger waren die Verbündeten treuherzig genug, ihn wie einen gewöhnlichen politischen Krieg zu behandeln, denn sie verfuhren dabei gerade wie in allen bisherigen Kriegen.

Im Jahre 1792 machten sie dieselben kriegerischen Berechnungen, welche sie in den Jahren 1740 und 1756 bis 1763 erlernt hatten. Die traurigen Folgen dieses Mißgriffs wurden schnell auf eine empfindliche Weise fühlbar, denn die Verbündeten verloren täglich eine ungeheure Menschenmenge und zogen doch gar keinen Gewinn davon. Von ihrer Seite schritt nichts vor; ihren Feinden aber glückte alles. Diese wagten sogar am 18. Mai den Versuch, die Stadt Tournay wegzunehmen, in welcher sich das Hauptquartier der Vereinigten befand. Sie wurden zwar dort zurückgewiesen, aber was nützte das bei Gegnern,

die 48 Stunden darauf wieder anfangen konnten und wollten! — Wenige Tage nachher fanden die Verbündeten die Angreifer, welche sie an der Schelde kaum hatten im Zaum halten können, an der Sambre wieder im Kampfe gegen sich begriffen.

Das innere Verhältniß beider Heere war nicht gleichmäßig. Die ewigen Hin- und Herbewegungen griffen die Mannschaft der Verbündeten in hohem Grade an, und doch sahen sie keine Möglichkeit, die Franzosen zu zwingen, ihre Stellung in Westflandern zu verlassen. Hierdurch allein schon war der ganze Feldzug mißglückt. Eben dadurch bekam denn auch die gegenbrabantische Parthei die Oberhand. Es wurde erklärt, Belgien sei nicht zu halten und man könne um einer so entfernten Besitzung willen unmöglich einen höchst verderblichen Krieg führen. Am 24. Mai 1794 wurde deshalb in der Berathschlagung in Tournai die Räumung des Landes beschlossen und ausgesprochen.

Vergebens stellte der Prinz von Oranien vor, die Räumung Belgiens werde Holland bloßstellen, es den französischen Heeren überliefern und durch Hülfe der gegenstatthalterischen Parthei ohne

viele Mühe in ihre Hände geben. Der Plan war einmal beschlossen, es war also nur noch die Rede davon, wie er ausgeführt werden müsse.

Zuerst sonderte man beide Heere von einander. Die Engländer und Holländer, beide unter den Befehlen des Herzogs von York, wurden beauftragt, den Rest von Flandern zu vertheidigen. Sie mußten folglich ihre Richtung nach Antwerpen und Holland zu nehmen. Das große österreichische Heer erhielt den Auftrag, die ganze Strecke zu beschützen, welche sich von der Schelde an nach der Maas hin ausdehnt. Die Sambre hielt man mit Sorgfalt, um französische Abtheilungen zu hindern, sich von Charleroi vielleicht in gerader Richtung nach Tirlemont zu begeben; weil sie von dort die Heerstraße nach Lüttich hätten besetzen können und doch sollte auf dieser der Rückzug geschehen. Dies veranlaßte mehrere Gefechte bei Charleroi. Die Franzosen strebten eigensinnig darnach, diesen Platz zu nehmen, und die Oesterreicher vertheidigten ihn aus aller Kraft. Eben deshalb wurde Charleroi die nächste Ursache zur großen Schlacht bei Fleurus.

Mack war inzwischen zum zweiten Male nach

Deutschland zurückgeschickt worden. Ein Prinz von Waldeck trat an seine Stelle; es ist derselbe, welcher später in Portugal starb, wohin man ihn als Oberanführer des Heeres berufen hatte. Die Waldecker sind im Kriege eben nicht glücklich und der Name Fleurus weissagte diesem nicht eben viel Glück. Gerade in denselben Ebenen hatte zu Ludwigs XIV. Zeiten ein Prinz von Waldeck dem Marschall von Luxemburg einen seiner glänzendsten Triumphe verschafft.

Der Entschluß, Belgien räumen zu wollen, erregte unter den Staatsmännern des Landes allgemeines Schrecken. Sie suchten alle Mittel auf, die Ausführung desselben zu verhindern und den Beschluß selbst umwandeln zu lassen. Bald wollte man durch die Stände wirken, indem diese den Kaiser bitten sollten, seine Willensmeinung noch einmal zu erwägen; (dies war der Plan des Prinzen August.) Bald war die Rede davon, man müsse sich um die Stände nicht weiter kümmern, wohl aber das Land selbst aufregen, um von den Einwohnern die Hülfe endlich zu erlangen, welche die Stände schon so lange Zeit her versprochen, aber nie geleistet hat-

ten. Indeß alle diese Plane waren nun, in dem Augenblicke der dringenden Gefahr, wodurch allein man übrigens sich dazu entschlossen hatte, völlig außer der Zeit. Sechs Monate zuvor konnten sie etwas bewirken; denn damals hatte man noch diejenige Weile im Vorrath, welche jedes wichtige Unternehmen erfordert, um gehörig zur Reife gebracht zu werden. Gebt dem Kranken das Heilmittel, welches ihn im Anfange seines Unwohlseyns unfehlbar gerettet hätte, erst dann, wenn er mit dem Tode ringt, und es wird ihn tödten.

Belgien lag jetzt wirklich im Todeskampfe und daran waren seine Regierung sowohl als seine Stände durch ihre Handlungsweise selbst Schuld. Seine Regierenden dachten blos an die Beschwerden einer solchen Besitzung, die so weit von dem Hauptkörper der Monarchie entfernt lag; sie sahen nur die stets frischen Keime von Auflehnung; fühlten, daß so ein Land äußerst schwer zu leiten und noch schwerer zu vertheidigen sei; hielten seinen Besitz folglich für höchst kostspielig und dennoch unnütz, besonders da es Oesterreich tausend Bande der Abhängigkeit von Frankreich,

England, Holland und Preußen anlege. Das alles war freilich wahr! aber man hätte es früher bemerken sollen, ehe man mit unzureichenden Mitteln einen abermaligen Versuch unternahm, um zu einem Ergebniß zu gelangen, welches allen Umständen nach doch am Ende unglücklich ausfallen mußte.

Der Kaiser verließ Belgien in den ersten Tagen des Junius. Von diesem Augenblick an war das Schicksal des Landes unwiderruflich bestimmt. Zunächst stand indeß nur fest, daß es nicht weiter österreichisch bleiben werde. Zu erwarten blieb, ob es am Ende zu Holland oder zu Frankreich werde geschlagen werden; denn damals schon leuchtete es ein, daß Belgien nicht bedeutend genug sei, um für sich bestehen zu können; daß es künftig also ein Anhängsel eines der zwei erwähnten Staaten, zwischen welchen es eingeklammert ist, werden müsse, d. h. französisch bleiben, so lange Frankreich die größere Macht in Händen habe, aber an Holland fallen, wenn die Uebermacht aus Frankreichs Händen gleite.

Si qua fata aspera rumpas. —

Es gibt Dinge, die für ein gutes Auge ganz deutlich auf der Landkarte geschrieben sind, und das eben Erwähnte steht mit sehr leserlicher Schrift da.

Sobald die Räumung Belgiens fest stand, war das ganze Schauspiel zu Ende. Ich werde daher nicht erst noch weitläufig von der Ausführung jenes Beschlusses reden.

Ob man etwas mehr oder minder Zeit darauf verwandt hat, einen entschiedenen Rückzug ins Werk zu setzen; ob man einige Gefechte mehr oder weniger verloren hat; beides ist an sich unbedeutend, und hat auf die Hauptsache und auf die allgemeineren Ergebnisse derselben gar keinen Einfluß. Sie aber sind allein der Aufmerksamkeit des Beobachters werth. Ich habe blos die Lösung des Knotens in dem bösen Stücke, welches dort so unglücklich gegeben wurde, vor Augen legen wollen.

Nun wiederhole ich noch einmal die Haupttriebfedern zu der ganzen Handlung, welche so eben vor unsern Augen vorübergegangen ist.

1) Oesterreich hegte im Grunde eine

Abneigung gegen den Besitz von Belgien; daher entstand

2) der beständige Kampf des rein österreichischen Cabinets in Wien mit dem rein brabantischen in Brüssel;

3) das hartnäckige Benehmen der Stände und ihr treuloses Nichthalten gegebener Versprechungen.

Ursachen des zweiten Ranges waren

1) das Uebergewicht der französischen Streitkräfte;

2) die Belagerung Dünkirchens;

3) der Mangel an Einigkeit zwischen Oesterreich und Preußen, dessen Hauptursache wir oben ins Licht gesetzt haben; endlich

4) die unrichtige Ansicht, welche die Verbündeten von der Natur eines Umwälzungskrieges und von der Denk- und Handlungsweise ihres Feindes hatten. Denn, aufrichtig zu reden, sie schienen ihre eigentlichen Gegner zwar zu bekämpfen, aber im Grunde nützten sie ihnen wesentlich.

Nie wird man in Betreff der Art, wie die

Verbündeten sich benahmen, ganz klar sehen. Ihr fortdauernder Uebergang vom unumschränkten Vertrauen, das bekanntlich eine Mutter der Trägheit ist, zum Schrecken, welches die unseligsten Entschlüsse erzeugt; ferner ihre plötzliche Rückkehr beim mindesten Schimmer des Glückes vom Schrecken zur kecken Zuversicht werden ewig ein Räthsel bleiben. Umsonst sucht man darin Spuren von einem Plane, wie es Staatsmännern zukommt, ihn zu entwerfen. Die obersten Leiter aller dieser Begebenheiten standen offenbar tief unter der ihnen übertragenen Aufgabe, und blieben unendlich weit hinter dem zurück, was sie leisten sollten und mußten.

Da nur der Geist der Geschichte wesentlich nützt, da ferner aus der Mittheilung verschiedener Thatsachen blos durch ihn wirkliche Belehrung hervorgehen kann, statt daß jene Thatsachen ohne ihn roh und lästig für das Gedächtniß, das sie aufbewahren will, bleiben; so beschließe ich meine Erzählung durch Mittheilung einiger kleinen Vorfälle, welche die Eigenthümlichkeit der Menschen darlegen werden, die der Oberleitung der Begebenheiten jener Zeit vorstanden.

Belgien war geräumt. Das österreichische Heer zog sich jenseits des Rheins zurück. Das englisch-holländische besetzte die Ufer der Maas und Waal. Allesammt wurden von den Franzosen verfolgt. Pichegru rückte gegen Holland vor; Jourdan, der bei Fleurus gesiegt hatte, ging auf die Maas los. Inzwischen hatte man in Valenciennes, Condé, le Quesnoy und Landrecies eine große Heerabtheilung zusammengedrängt. Die Festungen von Antwerpen und Namur hatten schon Besatzung erhalten. Man sieht hieraus, daß ein bedeutender Theil des Heeres ohne Hoffnung auf Hülfe in weiter Entfernung vom Hauptlande zurückgelassen und — aufgegeben war. Wie konnte man dies thun, besonders zu einer Zeit, wo die Nationalversammlung durch einen abscheulichen Beschluß alle Kriegsgefangene dem Tode geweiht hatte. — Vielleicht wird es durch dasjenige erklärbar, was ich einst aus dem eigenen Munde des Grafen Mercy gehört habe. Seine Worte beweisen nächstdem abermals, welche Uneinigkeit unter den Mitgliedern desselben Cabinets Statt fand, und wie un-

richtig die Ansichten waren, die jenen Mangel an Eintracht hervorbrachten.

Während der Rückzug ausgeführt wurde, kam Graf Mercy durch Mastricht. Er ließ mich und Rivarol zu sich rufen. Rivarol, den seine unwandelbare Heiterkeit nie verließ, scherzte mit dem Grafen wegen seines kriegerischen Anzuges und erwähnte besonders dabei den Lorbeerzweig, welchen der Graf an seinem Hute trug. (Alle österreichische Soldaten tragen bekanntlich während eines Krieges grüne Büschchen am Hute.) Der Minister sprach, so gut er konnte, für seine Lorbeerspätlinge, die freilich erst während des Rückzuges getrieben waren.

„Aber," fügte er hinzu, „es wird nicht lange dauern, so kommen wir mit 200,000 Mann zurück. Ich gehe jetzt nach England. — Kurz, Sie werden sehen!"

Wirklich reiste er wenige Tage später nach London, aber die vereinte Last der Jahre, der Anstrengungen, des Grams, der durch eine ganze Reihenfolge von Unglücksfällen ewig erneuert und desto unerträglicher gemacht wurde, erdrückte ihn endlich, denn er starb dort sehr bald. Hiob

konnte unmöglich mehr Boten mit unglücklichen Neuigkeiten zu gleicher Zeit bekommen, als dieser arme Mann während der letzten Zeit seines Lebens.

Das scheußliche Werkzeug, welches die Nationalversammlung während des Jahres 1793 hatte aufstellen lassen, war in unaufhörlicher Thätigkeit. Seine entsetzliche Wirksamkeit spie über Europa jene zahllosen Schaaren aus, die, fühllos gegen jedes Leiden, gleichsam außerhalb des Kreises der Menschheit standen und — gerade wie die Gewalt, der sie dienten — durch Eisen mit einander verbunden waren. Sie bereiteten ihren Oberen Triumphe, ohne Rechenschaft von ihnen zu verlangen in Betreff ihrer Verdienste oder ihres Rechtes, Obere zu seyn und als solche zu herrschen. Dies, so wie das Bestehen jener schrecklich berühmten Versammlung selbst, ist eine der sonderbarsten Erscheinungen in der ganzen Geschichte.

Fast alle, welche über diesen Zeitraum geschrieben haben, ergreifen ihn, und wer möchte sie deshalb tadeln! nur von der Seite, die den Abscheu erregt und die Vorwürfe der tiefsten

Verachtung veranlaßt und rechtfertigt; aber es wäre nächstdem zu wünschen, daß diejenigen, welche bei jenem unbegreiflichen Schauspiele gegenwärtig und im Stande waren, es gehörig zu würdigen, sich entschlössen, darzulegen, wodurch es möglich wurde, daß der unterdrückte Theil so eifrig und lange seinen grausamen Beherrschern gehorchen konnte! Man muß um jene Zeit in Frankreich selbst gelebt haben, sonst vermag man es nicht, eine so verwickelte Aufgabe zu lösen.

Man sieht, in dem gleichen Augenblicke, in welchem Oesterreich Belgien räumte und sich weit von demselben zurückzog, bewahrten dennoch einige Mitglieder seines geheimen Rathes verborgene Absichten, bald wieder dahin zurückzukehren. Einem Traume der Art opferte man also 15,000 Menschen auf und übergab sie, gewissermaßen im Herzen von Frankreich selbst, einem unfehlbaren Tode. Natürlich wurden sie sehr bald umsetzt und in kurzer Zeit gezwungen, sich zu ergeben. Die Vorkehrungen waren so unverständig getroffen, daß in der einen Festung Soldaten genug, aber keine Lebensmit-

tel und in der andern Lebensmittel im Ueberflusse, aber keine Soldaten waren.

Die eiskalte Staatsklugheit, (Staatsschlauheit sollte man lieber sagen,) hatte sich hier abermals Berechnungen erlaubt, bei welchen die Menschheit auch nicht im mindesten zu Rathe gezogen war; denn zu der Zeit war der Beschluß, alle Kriegsgefangene zu tödten, noch in seiner vollen Kraft. Glücklicher Weise aber lebte Robespierre nicht mehr. Seine Nachfolger kehrten — freilich nur mit langsamen Schritten! — zu menschlicheren Grundsätzen zurück, und beeilten deshalb die Ausführung jener verabscheuungswerthen Anordnungen nicht, statt daß der gefühllose Robespierre es gewiß würde gethan haben.

Die unglücklichen, ohne die mindeste Hoffnung auf Hülfe in den Festungen zurückgelassenen Schlachtopfer fühlten alle Schrecken schon zum voraus, welche ihre Lage mit Gewißheit erwarten ließ. Man wagte es indessen nicht, sich mit einem so heillosen Bubenstück zu besudeln.

Gern wird die Geschichte einst die heldenmüthige Aufopferung des österreichischen Generals Kienmayer erzählen, der die furchtbarste Verant-

wortung auf sich allein nahm. Er stand nämlich keinen Augenblick an, die Wuth der Nationalversammlung über sich selbst ergehen zu lassen, denn er versicherte, er sei allein der Schuldige, weil er verhindert habe, daß seine Truppen den Beschluß der Nationalversammlung erfahren hätten. Eine so seltene Tugend erhielt diejenige Belohnung, die ihrer würdig war: sie rettete das Leben mehrerer tausend Menschen. —

Es sei mir erlaubt, auch das Folgende noch anzuführen, denn die Erzählung solcher Züge erheitert die düsteren Gemälde, welche die geschichtliche Wahrheit mir zu entwerfen gebietet. Kurze Zeit zuvor, ehe dies geschah, hatte der Herzog von York, als Antwort gegen die Bekanntmachung der Nationalversammlung, alle seine Truppen gebeten, sich doch ja nicht zu irgend einer Härte wider die Gefangenen hinreißen zu lassen, welche der Zufall des Krieges etwa in ihre Hände liefern möchte. Das hieß, den Feinden, die vergessen, daß sie selbst und daß ihre politischen Gegner Menschen sind, auf eine edle Art antworten.

Belgien war jetzt in der That und aus guter Ueberlegung geräumt, nichts desto weniger aber beschlossen die Oesterreicher, noch große Schlachten daselbst zu liefern. Ich rede jetzt von der bei Fleurus, welche indeß schon verloren war. Den Tag darauf, Morgens früh kam Graf Mercy eiligst nach Brüssel. Ich besuchte ihn, sobald ich seine Ankunft erfuhr. Er drang in mich, die Stadt zu verlassen und über die Maas zu gehen, wohin er mir schnell folgen werde. Natürlich erlaubte ich mir allerlei Erkundigungen in Betreff der Ursachen und des Ausganges der Schlacht bei Fleurus, und hörte zu meinem Erstaunen, man habe sie geliefert, um Charleroi zu befreien; es sei in dem Kriegsrathe zu Braine le Comte, (am Abend vor der Schlacht,) an welchem der Prinz von Waldeck Antheil nahm, die Rede davon gewesen, wie es doch komme, daß seit 24 Stunden der Kanonendonner in jener Festung aufgehört habe; aber des Prinzen Antwort sei gewesen, es geschehe dies absichtlich, um — Pulver und Kugeln zu sparen: doch aber habe man noch während der Schlacht aufs unwiderleglichste erfahren, daß Charleroi schon seit

36 Stunden den Franzosen übergeben sei. Auch habe man von dem Augenblicke an nur darauf gedacht, dem Morden ein Ende zu machen.

Die österreichischen Generale setzten sich also dem Verluste großer Schlachten aus, um — Festungen, welche längst genommen waren, zu halten, und doch lag der Ort, von dem die Rede war, nicht weit von ihnen, zwar in einem fremden Lande, aber — wenige Schritte von ihrem Hauptquartiere; auch stand derselbe unter ihrem Oberbefehle.

In Charleroi war für keine Art von Vorrath gesorgt. Jeden Tag fuhren die Brotwagen von Brüssel nach jener Festung, um sie für den Tag zu versorgen. Eine größere Unordnung hat schwerlich jemals Statt gefunden. Auf diese unverzeihliche Nachlässigkeit, sich von allem gehörig zu unterrichten, spielte Rivarol einige Tage vor der Schlacht bei Fleurus an, indem er zum Grafen Mercy sprach: „Meinetwegen! wenn Ihnen schlaue Spione zu theuer sind, so halten Sie sich Luftbälle!" —

Man hätte sagen mögen, die Franzosen

haben diese Worte erhorcht, denn während der Schlacht bei Fleurus — also wenige Tage nachher! — zeigten sie den erstaunten Oesterreichern diese neuen Beobachtungspuncte, welche über ihren Köpfen schwebten, ihre Stellungen und Bewegungen von oben herab beobachteten und den Feinden durch verabredete Zeichen, (gerade wie im offenen Meere,) alles anzeigten, was denselben wichtig war.

Die Erscheinung der Luftbälle brachte bei den Oesterreichern eine ähnliche Wirkung hervor, als die war, welche die Pferde auf die Mexicaner machten, da sie zum ersten Male das Eindringen dieser ihnen bisher unbekannten Thiere zu erleiden hatten.

Ich ende das Gemälde jener bejammernswerthen Irrthümer mit einem Zuge, der alles Erwähnte übertrifft und für sich allein hinreicht, uns den Geist der Menschen zu schildern, welche damals im Besitz der Herrschaft waren. Ich rede hierbei als Augen- und Ohrenzeuge; aber, wahrlich! als sehr aufmerksamer. Je sonderbarer der Vorfall ist, desto tiefer ist er in meinem Gedächtnisse eingegraben geblieben.

Im Junius 1794 kam Graf Montgaillard in Brüssel an. Um die damalige Zeit schien jeder, der so eben aus Frankreich kam, eine Art von Wunderthier. Man glaubte in einem solchen ein Wesen zu sehen, welches den düsteren Ufern entwischt sei. Man begreift also ohne meine Versicherung, welch einen Aufruhr die Erscheinung eines Mannes hervorbringen mußte, der mitten aus dem eigentlichen Heerde der Staatsumwälzung hervorging und keine seiner Verbindungen mit den Häuptern der Nationalversammlung oder mit den herrschenden Ausschüssen derselben verhehlte. Er sprach von dem allen, wie von der einfachsten Sache, und scheute sich durchaus nicht, alles zu gestehen, was tausend andere für höchst gewagt, ja für gefährlich gehalten haben würden. Dabei besaß er ein eisernes Gedächtniß, welches ihm alle Namen und den Vortheil oder Schaden jedes Anwesenden augenblicklich darreichte. Im Kreise von vierzig Personen kannte er jeden Einzelnen, wußte um alle ihre Verbindungen im Inlande wie im Auslande; dabei schonte er weder Sachen noch Menschen; erzählte z. B. hier einem von dem Tode

seiner Eltern oder Verwandten, dort einem andern von der Zersplitterung seiner Güter. Und das alles mit einer nimmer störbaren Richtigkeit, mit einer unerbittlichen Wahrheit, ja mit einer Gleichgültigkeit, welche lebhaft daran erinnerte, wie unbekümmert die Urheber aller dieser Uebel sie über Frankreich ausgesät hatten. In Betreff der regierenden Mächte äußerte er sich, wie man auf der Rednerbühne der Nationalversammlung selbst darüber sich auszudrücken pflegte, und sagte ihnen ihr künftiges Schicksal zuvor, gerade als hätte er es im Buche des Schicksals gelesen, oder als sei er vom Himmel gesendet, um ihnen zu offenbaren, was für ein Loos bald für sie fallen werde.

In dem Dunstkreise, in welchem er jetzt athmete, war noch nie etwas Aehnliches erschienen. Man wetteiferte daher, ihn zu sehen und zu hören. Auch Prinz August strebte darnach. Er sprach darüber mit dem Grafen Mercy, und dieser bezeugte eine große Sehnsucht, sich mit Montgaillard zu unterhalten, weil er einsah, daß dieser Mann fähig sei, ihn über die wahre Lage Frankreichs zu belehren. Man kann sich kaum einen

drolligern Gegensatz denken, als diese zwei Menschen ihn in ihrer Unterhaltung mit einander darstellten. — Der eine beobachtete die Formen aufs äußerste; der andere kümmerte sich durchaus nicht um sie, denn er trieb seine Freimüthigkeit bis zur Rauhheit. — Man sieht hieraus mit Erstaunen, wie groß die Kraft der Naturanlagen ist! —

Die erste Frage des Grafen Mercy betraf sein herrliches Haus in Paris und das sämmtliche Geräthe darin. Herr von Montgaillard gab ihm darüber mit demselben Gleichmuth Auskunft, womit er jedem andern erzählt hatte, was aus seiner Familie oder aus seinen Gütern geworden sei. Nachher nahm die Unterhaltung eine ernstere Wendung, wie sie ihr verständiger Weise angemessen war. — Gerade in dem Augenblicke wurde sie recht lebhaft, als die Thüren des Zimmers sich öffneten, weil der damalige Graf, nachherige Fürst, Trautmannsdorf hereintrat. —

„Das ist der Graf Montgaillard!" sagte Graf Mercy.

„Ich habe von dem Herrn Grafen reden hö-

ren," antwortete Trautmannsdorf, „aber ich kenne ihn nicht!"

„Ich habe gleichfalls von Ihnen reden hören," erwiederte Montgaillard, „aber ich kenne Sie eben so wenig, als Sie mich."

„Graf Montgaillard," sagte Mercy zu Trautmannsdorf, „ist völlig meiner Meinung, daß man mit Robespierre keinen Frieden machen kann."

„Und ich," erwiederte Trautmannsdorf, „bin überzeugt, daß gerade jetzt der Augenblick, mit ihm zu unterhandeln, gekommen ist. Robespierre's Herrschaft ist ziemlich fest gegründet. Er ist es, der die Staatsumwälzung schließen wird."

„Nun, Herr Graf," antwortete Montgaillard schnell, „so rathe ich Ihnen denn, mit Ihren Unterhandlungen möglichst zu eilen, denn in in sechs Wochen wird er guillotinirt seyn."

„In sechs Wochen guillotinirt?" rief Trautmannsdorf heftig. „Von wem haben Sie denn diese Nachrichten?"

„Von einem Manne," versetzte Montgaillard, „der genau Bescheid weiß, von Barrère. Er sagte mir vor vierzehn Tagen, als ich eines

Abends bei ihm aß, das könne nicht weiter so fort gehen; man werde höchstens noch sechs Wochen lang auf dem Platze der Staatsumwälzung Geld prägen."

„Barrère mag sagen, was er will," entgegnete Trautmannsdorf aufgebracht, „ich glaube ihm nicht, aber, freilich! — ich esse auch nicht bei ihm!"

„Desto schlimmer, Herr Graf," antwortete Montgaillard, „wer nicht bei Barrère ißt, kann die französische Staatsumwälzung weder gehörig kennen, noch bekämpfen." —

Man konnte sich kaum näher auf den Leib gehen! —

Die Unterhaltung dauerte nur noch wenige Minuten, dann trennte man sich. Montgaillard hielt mich zwischen den beiden Thüren des duftenden Cabinets vom Grafen Mercy fest und sagte:

„Wissen Sie wohl, weshalb Europa zu Grunde gehen muß? — Weil die zwei Menschen, die hier drinne sind, es regieren!" —

Das war ein sehr richtiges Urtheil! Es erin-

nert mich an ein zweites, welches derselbe Mensch fällte:

„Die Cabinette,“ sagte er einst, „ärgern sich über das, was sie gelernt haben. Sie wollen sich durchaus nicht belehren und haben doch nur noch wenige Augenblicke, dann müssen sie alles vergessen.“ —

Tacitus selbst könnte sich nicht besser ausdrücken! —

Aber, — gelten diese Worte allein für das irrthumsvolle Jahr 1794, oder sind sie noch jetzt in Kraft? — — —

Altenburg,
gedruckt in der Hofbuchdruckerei.

Vögl

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pradt, Dominique Georges Frédéric de R. de,

Ueber Belgien in den Jahren 1789 bis 1794

Altenburg 1821

Belg. 210 n

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10274430-9